
LINKSKURVE

3. Jahrgang / Nummer 12 / Dezember 1931

KAMPFLITERATUR IM BELAGERUNGSZUSTAND.**ZUM MONAT DES PROLETARISCHEN BUCHES.****O. BIHA**

Die herrschende Klasse kann den Bankrott ihres Systems nicht verbieten. So verbietet sie seine Feststellung. Da die herrschende Klasse die Wahrheit verbietet, hat sie eine Industrie der Illusionen in Betrieb gesetzt; Traumfabriken vom kommenden „dritten Reich“ und die magischen Künste der Rotationsmaschinen, die die „öffentliche Meinung“ am laufenden Band produzieren.

Diese Produkte aus den Laboratorien des reaktionären Geistes, diese literarischen Infektionsträger des kapitalistischen Bewußtseins können nicht mehr richtig gedeihen. Wenn die wirtschaftlichen Grundlagen erschüttert sind, und der Hunger unter dem Volke wohnt, haben die Ueberredungskünste keine dauernde Wirkung. Das hat vor einem Jahrhundert Heine schon seinen Landesvätern verraten:

„Nicht Glockengeläute, nicht Pfaffengebete,
Nicht hochwohlweise Senatsdekrete ...
... Heut helfen nicht die Wortgespinste
Der abgelegten Redekünste ...
Im hungrigen Magen Eingang finden
Nur Suppenlogik mit Knödelgründen.“

Schrittweise beginnen die Massen zu erkennen, daß es nur zweierlei gibt: Rettung in den Kommunismus oder Untergang in Barbarei. Schrittweise, aber stetig geht der ungeheure Umschichtungsprozeß im Bewußtsein der Klassen vor sich. Eine Entwicklung, die der größten Anstrengungen bedarf, um trotz des Machtapparats des Klassenfeindes, trotz Verbote und Unterdrückung zu Ende geführt zu werden.

* * *

„Mit Notverordnungen läßt sich eine Gemeinschaft nicht schaffen oder erhalten.“ Diese Tatsache hat sich sogar schon bis zum Dichterolymp heraufgesprochen. So weiß es sogar der Exchef der Preußischen Dichterakademie, Walter von Molo (Lit. Welt Nr. 47). Aber schon einige Zeilen hinterher enthüllt sich der reaktionäre Pferdefuß. Da heißt es nämlich: „so vortrefflich Notverordnungen auch sein mögen“. Es gibt nämlich zweierlei Notverordnungen. Die einen betreffen nur das gewöhnliche Volk, sie verordnen ihm in altbewährter Treue ein neues Stück Not zum alten Elend. Diese Verordnungen sind „vortrefflich“.

Die anderen jedoch, die in das geheiligte Bereich der Kultur fallen, tangieren sogar die Geister, die sich erhaben über die Misere des Tages fühlen.

Wenn die Hochöfen verlöschen, Fabriken stillgelegt sind Gruben versaufen, kann auch der Geist nicht über den Wassern schweben. Auch der Geist verlischt, auch die Kultur wird abgebaut. Unabwendbar wird die Wirtschaftskrise von einer Kulturkrise begleitet. Auf den schwankenden Fundamenten des erschütterten gesellschaftlichen Seins sind auch die Empfindungen erschüttert, die Lebensanschauungen, die Bewußtseinsinhalte. Die Kaufkraft sinkt, neben den lebensnotwendigen Dingen zuerst bei den Kulturprodukten. Teils aus materieller Not der Masse, teils weil sie an den Ideen zu zweifeln beginnt, die ihr in tausendfältiger Form geboten werden, sinkt die Absatzmöglichkeit der kapitalistischen Kulturproduktion. Um der drohenden Not, aus der die herrschende Klasse keinen Ausweg weiß, Herr zu werden, investiert sie immer höhere Summen in dem Macht-[2:]apparat. Das notwendige Geld muß anderswo hergenommen werden. So wird neben dem Sozialetat besonders am Kulturetat abgebaut. Einige Zahlen aus dem Reichshaushaltsplan für die Zeit vom 1. April 1931 bis 31. März 1932 zeigen das anschaulich. Die Streichungen entfallen auf:

Erziehungsbeihilfen	270000	Mark
Erforschung und Bekämpfung menschlicher Krankheiten	100.000	"
Förderung der Theaterkultur	150.000	"
und eine Reihe anderer wichtiger Kategorien, insgesamt	2.506.940	Mark.

Dieser Abbau der Kultur – wir haben nur wenige Beispiele gezeigt – ist jedoch bereits von neuen Notverordnungen überholt. Der allgemeine Rückgang der Kulturproduktion spiegelt sich aber auch in der Statistik der Bibliographie des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler wider, aus der wir einen Abriß über die Entwicklung der Buchproduktion seit Einsetzen der Krise entnehmen:

Die Gesamtproduktion an deutschen Büchern, inbegriffen die Erscheinungen in außerreichsdeutschen Sprachgebieten, beträgt:

1927	31.026	Titel
1928	27.794	"
1929	27.002	"
1930	26.961	"

Dieser ständige Rückgang hat sich 1931 noch verstärkt. Genaue Zahlen liegen noch nicht vor.

Es ist nicht uninteressant, dieser Rückentwicklung im „Lande des Buches“ die wachsende Produktion im Bereich der Sowjets, in dem Land, wo vor nicht langer Zeit der Analphabetismus herrschte, gegenüberzustellen:

1929	produzierte	Deutschland	2400	Millionen	Exemplare
1929	"	die Sowjetunion	1700	"	"

Während nun in Deutschland ein ständiger Rückgang zu verzeichnen ist, zeigt die Produktion der Sowjetliteratur einen ungeheuren Aufschwung:

1930	produzierte	die Sowjetunion	2700	Millionen	Exemplare
1931	"	"	5000	"	"

Also mehr als das Doppelte der deutschen Produktion von 1929!

Während die Gesamtliteratur Deutschlands im begriffen ist, ist die Literatur des revolutionären Proletariats, die in der Gesamtstatistik enthalten ist, im ständigen Wachsen begriffen. Bei einer Untersuchung dieses Wachstums ergibt sich von 1928 an folgendes Bild:

1928	1.218.200	Exemplare
1929	3.392.730	"
1930	6.356.570	"
1931	10.878.667	"

Dieser Aufschwung der Literatur der ausgebeuteten und ärmsten Schichten bei gleichzeitigem Rückgang der Literatur im Gesamtmaßstabe der deutschen Produktion erweist die Kraft der revolutionären Idee, deren Träger das proletarische Buch ist. In diesen Zahlen spiegelt sich der Niedergang der Bourgeoisie auf der einen, der revolutionäre Aufschwung, der Aufstieg einer neuen Klasse auf der anderen Seite wider.

Die Bourgeoisie hat längst die Macht der revolutionären Literatur erkannt und verfolgt und unterdrückt sie mit allen Mitteln ihres Machtapparates. Im Laufe der letzten Jahre sind nicht weniger als 93 Bücher und Schriften beschlagnahmt worden. Wenn man eine Durchschnittsauflage von 25.000 berechnen würde (ein großer Teil der verbotenen Schriften ist sogar in Höhe von 100.000 Exemplaren erschienen), so sind mindestens 2.325.000 Exemplare proletarischer Bücher der Arbeiterklasse vor-enthalten. Wenn wir die Verbotsliste eines der dreizehn proletarischen Verlage – des Internationalen Arbeiterverlages – vom Januar bis November 1931 betrachten, bekommen wir eine Vorstellung von den Inquisitionsmethoden sozialdemokratischer Staatsinstanzen.

[3:] Von den im Internationalen Arbeiterverlag erschienenen Schriften wurden verboten: Arbeiterverrat der Gewerkschaftsbonzen, Hundertdreißigtausend im Kampf, Volksrevolution gegen Faschismus. Der Schwindel vom Preisabbau, Volksrevolution über Deutschland, Barrikaden am Wedding (1-Mark-Roman). Im Zeichen des Niedergangs, Sturm auf Essen (1-Mark-Roman), Zwangsenteignung, SPD.-Arbeiter fragt – wir antworten, Marxismus für Antimarxisten, Durch Rote Einheit zur Macht.

„Verfluchte Zeit der Reden durch die Blume ... der Sklavensprache der geistigen Leibeigenschaft“, schrieb Lenin 1905* über die Zustände des russischen Absolutismus. Die republikanische Gegenwart reicht an sie heran. Im Lande der „Dichter und Denker“ haben sich Richter und Zensoren etabliert, um den Geist der Rebellion zu bannen, um Ruhe und Ordnung herzustellen.

Ihre Ordnung ist eine Zuchthausordnung, ihre Ruhe die Friedhofsruhe. Die proletarische Presse wird verboten, die proletarische Literatur beschlagnahmt, proletarische Schriftsteller in die Kerker geworfen. 36 Schriftsteller und Redakteure sind hinter Zuchthausmauern dieser Republik. Nicht genug damit, versucht der Machtapparat der Bourgeoisie die letzten Reste jener selbstverständlichen menschlichen Freiheit zu rauben, die selber in der Metternich-Episode unantastbar schien: die Stimme des Dichters.

Am 22. Juni begannen die Maßnahmen gegen den revolutionären Schriftsteller Erich Weinert, die sich in den letzten Wochen zu dem ausgesprochenen Redeverbot auswuchsen. Zu einer amtlichen Versiegelung seiner Stimme, der es auf unabsehbare Zeit verboten sein soll, die Gedichte des Revolutionärs, die von hunderttausenden Arbeitern geliebt werden, zu übermitteln. Diese Maßnahmen, die einzigartig ist, erweist die Schwäche der gegenwärtigen Ordnung, die sich durch die gebundene Rede des Dichters bedroht fühlt. Sie ist eine Ehrung der proletarischen Literatur und zugleich eine Kampf-ansage, der – bevor sie zur allgemeinen Praxis wird – die Stirne geboten werden muß. Eine lex Weinert, wie sie Severing dieser Tage verordnete, wäre das Ende der proletarischen Redefreiheit, die Drosselung der Stimme, die Rufer und Sammler im Kampf gegen den Faschismus sein muß.

Die Faust des Faschismus aber umklammert die Kehle des gesamten werktätigen Volkes. Er will nicht nur den revolutionären Vortrupp der Arbeiterklasse zum Schweigen bringen, sondern auch die wenigen, die aufrecht und mutig aus den Reihen des Bürgertums an seinen Institutionen Kritik üben.

Am 23. November verurteilte der 4. Strafsenat des Reichsgerichts – der oft genug Arbeiter wegen literarischen Hochverrats ins Zuchthaus schickte – den Schriftleiter der „Weltbühne“, Carl von Ossietzky, und seinen Mitarbeiter Walter Kreiser wegen Landesverrats zu je eineinhalb Jahren Gefängnis. Dies Urteil ist ein Exempel der neuen Etappe der Entwicklung des Faschismus. Eine Drohung für die gesamte fortschrittliche Publizistik, eine Warnung an diejenigen, die noch in den Illusionen demokratisch-parlamentarischer Art befangen sind. Der Fall Ossietzky zeigt, daß der Faschismus in seinem Lauf nicht nur die proletarischen Kämpfer zu vernichten strebt, nicht Halt macht vor dem fortschrittlichen Teil legaler gesetzmäßiger Kritik, sondern alles zu vernichten strebt, was sich ihm nicht bedingungslos unterwirft. So wird der Fall Ossietzky zugleich auch zum Schulbeispiel für die Notwendigkeit einer Einheitsfront aller Schichten, die ehrlich und aufrichtig den Kampf gegen den Faschismus wollen, unter Führung der revolutionären Partei des Proletariats.

* * *

Trotz Terror, Unterdrückung und Verbot: Die Literatur des revolutionären Proletariats ist in der Offensive. Sie reift heran im Gefecht, stählt sich als Waffe im Kampf. Sie marschiert. Die Tatsache ihrer Entwicklung aber kann uns nicht hindern zu sagen, daß sie bisher nur einen [4:] Bruchteil ihrer Aufgaben erfüllte. Sie bleibt zurück hinter der politischen Reife der revolutionären Partei. Millionenschichten blieben von ihr unberührt, wissen kaum noch um ihre Existenz.

Die Literatur des Faschismus und Sozialfaschismus, die Literatur der Kirchen und der kapitalistischen Vorstellungswelt vernebeln noch die Hirne des Volkes. Ganz neue Gebiete sind zu besetzen. Dazu muß der Monat des proletarischen Buches den Auftakt geben. Noch gibt es Millionen Werktätiger, die nicht einmal von der Existenz der proletarischen Literatur wissen. Wenn der Leser nicht zum Buche kommt, dann müssen wir durch unsere Massenpropaganda dafür sorgen, daß das Buch zum Leser kommt. Die Idee des Proletariats muß durch die proletarische Literatur in alle Schichten des Volkes eindringen. Muß auf das flache Land und ins Gewirr der Städte die Saat des proletarischen Bewußtseins tragen: „An die Arbeit, Genossen! Wir haben eine schwere und neue,

* Lenin: Nowaja Shisn Nr. 12, 1905.

aber große und dankbare Aufgabe vor uns. Ein vielseitiges, ein vielgestaltiges Literaturwesen zu organisieren.“*

*

STOSSBRIGADEN DER FEDER

M. TSCHUMANDRIN

1.

Alexei Michailowitsch Filippow, ein Leningrader Arbeiter, Buchbinder, 52 Jahre alt, steht seit 37 Jahren im Betrieb. Als Fünfzehnjähriger schloß er sich der revolutionären Bewegung an – das war 1894, gleich als er in die Lehre kam; in die Druckerei des Innenministeriums. An den Januarkämpfen nahm er bereits als erfahrener Revolutionär teil. Er wurde in den Petersburger Sowjet gewählt, dessen ruhmvolle Geschichte der Arbeiterklasse der Welt zu bekannt ist, als daß man dabei verweilen müßte.

Wie kam Filippow zur Schriftstellerei?

„Einmal, es war im Jahre 1923, ging ich ins Theater und sah mir ein Stück aus dem Arbeiterleben während der Zarenherrschaft an. Die ganze Darstellung war lebensunwahr, und als man gar noch eine illegale Druckerei zeigte, wurde es mir zuviel und ich sagte zu meiner Frau: ‚Komm, gehen wir, ich kann das nicht mehr mit ansehen. Wo haben die sich bloß diesen Blödsinn zusammengeholt?‘ Ich kam nach Hause und überlegte: ‚Der Verfasser hat unser Leben nicht gekannt, daher dieses ungereimte Zeug. Es wird wohl doch nichts anderes übrigbleiben, wir Alten werden uns noch dahintersetzen müssen ...‘“

Ohne jegliche Hilfe schrieb Filippow bald darauf ein Theaterstück „Mit eigenen Händen“. Trotz vieler Schwächen führte das Dramatische Theater das Stück im Volkshaus auf. Für den Zuschauer und vielleicht auch für die Literaturgeschichte war es wohl mehr vom geschichtlichen Standpunkt aus von Bedeutung als vom künstlerischen. Für den Verfasser selbst jedoch war die Arbeit sehr fruchtbar. Darauf machte er sich an eine neue Arbeit: er wollte in einer Reihe von Büchern die Entwicklung eines Arbeiters vom spontanen Empörer zum klassenbewußten organisierten Revolutionär darstellen. „Die heutige Jugend kennt doch das Leben der Arbeiterklasse der früheren Zeiten nicht, wir müssen es ihr erst schildern.“

Sein erstes Buch „Rjadowoi“ schildert das Leben eines Arbeiterjungen des vergangenen Jahrhunderts. Das Buch hatte eine Menge Schwächen: Längen, überflüssige Einzelheiten, umständliche und unklare Darstellung usw. Das Grundübel aber bestand darin, daß der Verfasser völlig ungebildet war und daß so überaus wertvolles Material in einem Wust versank und nicht zur Geltung kam.

„Man muß das Buch bearbeiten“, sagten wir uns.

Wir gaben Filippow einen jungen, gewandten Schriftsteller bei, der Filippow bei der Umarbeitung des Buches behilflich war. 1927 erschien das [5:] Buch unter demselben Titel und hatte ganz beträchtlichen Erfolg. Auszüge daraus sind in einer Reihe von geschichtlichen Sammelwerken usw. aufgenommen worden.

Ebenso erging es den nächsten Büchern Filippows, „Jugend“ und „Anbrechendes Leben“. Jedoch mit jedem Buch wird der Anteil des Schriftsteller-„Gehilfen“ geringer und der Autor selbst immer reifer und gewandter.

2.

Ein anderes Beispiel: 1926 kam in die Leningrader Assoziation proletarischer Schriftsteller eine Gruppe junger Genossen, Arbeiter der Schuhfabrik „Skorochoch“.

„Wir lesen sehr gern Bücher,“ sagte einer von ihnen – Aljoscha Christoforow, der später selbst eine gute Erzählung aus dem Komsomolleben „Fabsawutsch“ schrieb –, „aber vieles von dem, was wir lesen, gefällt uns nicht. Wir würden ganz anders schreiben.“

* Lenin: Nowaja Shisn Nr. 12, 1905.

Es waren fünf junge Genossen: Christoforow, zwei Brüder Jewsejew, Faiwilowitsch und Schelgunow. Sie reihten sich sehr schnell in unsere Bewegung ein und stellen mit den anderen Arbeitern das Gerippe unserer Organisation dar, das unerschütterlich und entschieden jeglichen Versuchen aller Opportunisten, die Linie der „Rapp“ umzubiegen, Widerstand leistet.

Ich erwähnte bereits „Fabsawutsch“ von Christoforow. Es sind noch zu nennen: die Kurzerzählungen Fjodr Jewesjews, Reportagen von Faiwlowitsch usw.

Das ist nur eine kleine Gruppe von den vielen jungen Schriftstellern, die schnell vor unseren Augen heranwachsen. Dutzende Genossen aus den Betrieben füllen die Reihen unserer proletarischen Literaturbewegung.

Das sind jedoch nur die ersten, unbeholfenen Schritte der Bewegung, die später überall unter dem Namen „Stoßtruppler in die Literatur“ bekannt wurde. Aber auch die ersten Schritte verpufften nicht wirkungslos.

Auf diese Weise hatten wir eine Gruppe aktiver Arbeiterschriftsteller, die uns bei der Durchführung des Aufrufs „Stoßtruppler in die Literatur“ sehr behilflich war. Auch gewannen wir eine Reihe Berufsschriftsteller, die mit großem Enthusiasmus den jungen Schriftstellern zur Seite standen.

3.

Die Idee des „Aufrufes“ tauchte in der Arbeiterklasse selbst auf. Ende 1930 veröffentlichte eine Reihe von Betrieben („Krassny Putilowez“, „Wladimir Iljitsch“ usw.) einige Aufsätze über die Fragen der proletarischen Literatur. Diese Aufsätze unterstrichen den organischen Zusammenhang der proletarischen Literatur mit dem Kampf der Arbeiterklasse für den Sozialismus, wiesen aber gleichzeitig auf die Tatsache hin, daß die Literatur noch keine gebührende Darstellung dieses Kampfes aufzuweisen habe, daß sogar der proletarische Kerntrupp der Literatur durch eine schematische verflachte Auffassung dieses Kampfes sündige, und daß sich die Werke der Künstler des öfteren durch ihr Unvermögen, die wahren Grundtendenzen der revolutionären Wirklichkeit aufzudecken, auszeichnen.

Als richtige Lösung dieser vor der proletarischen Literatur aufgetauchten Probleme schlugen diese Aufsätze vor, die in der Arbeiterklasse schlummernden Talente ausfindig zu machen und weitgehend heranzuziehen.

Wir gingen deswegen in die Betriebe und forderten alle Genossen, die Reportagen, Feuilletons, Erzählungen, Gedichte und Romane schreiben wollen, auf, unseren literarischen Zirkeln beizutreten, wo sich die neueingetretenen Genossen systematisch, unter Anleitung erfahrener Schriftsteller, bilden können. Wir traten in Arbeiterversammlungen auf, in den eigens dazu veranstalteten Literaturabenden, in den Werkstätten während der Mittagspause, wir suchten auch die Genossen einzeln auf, um sie für diese Zirkel zu gewinnen.

Dem Beispiel der Organisation der proletarischen Schriftsteller folgten u. a. Lokaf (Literarische Vereinigung der Roten Armee und Flotte) und die Bauernorganisation (proletarischer Kolchosschriftsteller), die auch ihrerseits entsprechende Aufrufe erließen. Binnen einiger Monate traten diesen [6:] Organisationen mehr als zehntausend Stoßtruppler aus den Betrieben, der Roten Armee und Flotte, aus den Kolchosen bei.

„Warum denn nur Stoßtruppler?“ wird mancher Genosse fragen.

Die Antwort ist klar: der Stoßtruppler ist jetzt die Haupt- und führende Figur im Kampfe für den Sozialismus. Er ist die Verkörperung der besten Massen der Werktätigen, die mit nie gesehener Beharrlichkeit für den Kommunismus ringen. Wer, wenn nicht der Stoßtruppler, sollte die führenden Tendenzen der Arbeiterklasse zum Ausdruck bringen? Wer, wenn nicht dieser Stoßtruppler, saugt die großen Erfahrungen der proletarischen Revolution in sich auf? Wer, wenn nicht er, geht mit selbstlosem Heroismus als leuchtendes Beispiel voran? Und es ist klar, daß gerade er die Kraft besitzt, die Literatur so umzugestalten, wie es die Interessen der Arbeiterklasse erfordern.

Die „Rapp“ entfaltet einen umfassenden Werbefeldzug. Die Einbeziehung der Stoßtrupplermasse in die Arbeit der literarischen Organisationen ist erst ein Teil der gestellten Aufgabe. Man muß diesen Genossen noch eine systematische Schulung zuteil werden lassen. Man muß ihnen die Möglichkeit geben, fruchtbar und schöpferisch zu arbeiten. Schöpferische Arbeit, das ist das Wesentliche, da die „Rapp“ eine Organisation der Schriftsteller ist, die mit der Waffe der Kunst an dem Klassenkampf teilnimmt, an der Seite und für die Interessen der Arbeiterklasse.

Aber die schöpferische Arbeit des Schriftstellers darf nicht zu Literatentum entarten, das sich von den theoretischen und praktischen Erfahrungen des Proletariats loslöst. Teilnahme an der Lösung der aktuellen politischen Probleme unserer Bewegung, eingehendes Studium und Erfassung der Erfahrungen der proletarischen Literatur, tägliche Mitarbeit an der Betriebszeitung, in den Arbeiterkorrespondenzkreisen, in den Betriebsstoßbrigaden, einerseits, – Studium der besten Schöpfungen der Weltliteratur, zähe Arbeit an der künstlerischen Qualität der eigenen Werke, schonungsloseste Selbstkritik, beharrlicher Kampf um jedes Talent unter den Unsrigen, andererseits, – das müssen die Grundlinien der Arbeit der Stoßtruppler in der Literatur sein, deren Durchführung ständig vom Standpunkt der marxistisch-leninistischen Theorie und der bolschewistischen Praxis des Proletariats aus geprüft werden müssen.

Von größter Schädlichkeit ist sowohl die „rechte wie auch die „linke“ opportunistische Einstellung gegenüber den Stoßtrupplern. Es wäre ein grober Fehler, diese opportunistischen Auswüchse zu übersehen. Charakteristisch für den rechten Opportunismus sind Ausdrücke wie:

„Was sind denn schon Stoßtruppler? Tausende von Ignoranten, – ihr Geschreibsel ist ja gar keine Literatur! Na ja, Reportagen, na ja, Skizzen, unbeholfenes Gestammel ... Noch meilenweit von jeder wahren Literatur ...“

Auch schroffe Urteile wurden laut. Der nicht unbekannte Schriftsteller I. Jewdokimow meinte, daß der ganze Aufruf der Stoßtruppler in die Literatur ein aufgelegter Bluff sei, daß nicht nur jetzt keinerlei Aussicht bestehe, irgendwelche literarischen Werke von ihnen erwarten zu können, sondern daß es überhaupt hoffnungslos sei, sich mit ihnen abzugeben.

Muß man noch erläutern, wie überaus schädlich solches Gerede ist? Es drückt unverhüllt die bourgeois Bestrebungen aus, dem Vordringen der siegreichen Arbeiterklasse auf dem weiten schwierigen Gebiet der Kunst Widerstand zu leisten und es aufzuhalten. Daher ist es die erste Pflicht der proletarischen Literatur, sich auf das entschiedenste den Predigern

Dezember: Monat des proletarischen Buches

[7:] derartiger antiproletarischer, ja erzbourgeois Theorien entgegenzustellen. Der Klassenfeind wurde mehrmals auf allen Gebieten unserer Arbeit geschlagen. So wird es ihm auch hier ergehen.

Nicht minder schädlich ist auch die andere Abart des Opportunismus. Spricht sich die erste offen gegen die Stoßtruppler aus, so sucht die letztere hinter der Maske überaus wohlwollender, ja, ich bin versucht zu sagen, verliebter Einstellung zu ihnen zu verbergen.

„Ach, der Stoßtruppler!“ rufen freudig die „Linken“. – „Endlich, endlich.“ Und wir erwarten sie so sehnsüchtig ... Sie schreiben noch schlecht? Im Gegenteil, ausgezeichnet, ganz vortrefflich, besser geht es ja gar nicht. Sie belehren? Sie brauchen gar keine Belehrung, – sie können schon alles! ...“

Das ist die Theorie der Entwaffnung der Arbeiterklasse. So zu sprechen, heißt die Schwierigkeiten verringern. Heißt die Selbstanforderungen mindern. Sich mit Geringem zufriedengeben. Die Offensive gegen den Feind schwächen. Also seine Beharrlichkeit und seine Macht stärken.

Dummes Zeug verzapft ihr da, verehrteste „Linken“! Die Einbeziehung der Stoßtruppler in die Literatur ist erst der Anfang. Das Wesentliche steht noch bevor. Die proletarische Literatur darf nicht nur nicht schlechter, sondern sie muß besser als die bürgerliche Literatur sein. Die proletarische Literatur muß das Leben mit seinen entscheidenden Tendenzen tiefer, richtiger, den Millionen

zugänglicher schildern. Der Kampf um die ideologische und künstlerische Qualität der proletarischen Literatur ist unsere Hauptaufgabe.

Wieviel überaus wichtige Themen, bedeutungsvoll für die Arbeiterklasse der ganzen Welt, harren noch ihrer Gestaltung, Themen, die noch nicht genügend gründlich und künstlerisch bearbeitet wurden (ohne daß damit etwa die Errungenschaften der proletarischen Literatur als Ganzes bestritten werden). Es gibt Tausende solcher Themen. Die Rote Armee, das Heranwachsen des proletarischen Klassenbewußtseins im Kolchosmitglied, die proletarische Frau, die Kinder, die Umgestaltung des Alltags, der Kampf für den Fünfjahrplan, die Familie und ihre Beziehungen, die bolschewistische Geschichte der Betriebe, internationale Fragen usw.

Alles, was darüber geschrieben wurde, ist unzulänglich. Zwar hat niemand besser als wir proletarischen Schriftsteller darüber geschrieben. Denn nur wir verfügen in gewissem Umfang über die Weltanschauung des revolutionären Proletariats (vorläufig noch nicht in genügendem Umfang). Aber man darf nicht auf seinen Lorbeeren ruhen. Wir müssen noch viel und beharrlich arbeiten. Wir sind stolz darauf, daß wir dauernd die Arbeiterstoßtruppler, die zu uns kommen, lehren, diese Schwierigkeiten zu sehen und sie nicht zu fürchten.

5.

Die Stoßtruppler selbst sehen das ein. Neulich sprach ich mit dem Genossen Naumow, Heizer in den Putilowwerken, einem alten Arbeiter, der vor kurzem in die Partei eingetreten ist.

„Hör mal,“ sagte er mir, „ich will über unsere Heizer schreiben, wie wir gemeinsam für sparsamen Kohlenverbrauch kämpften. Aber nicht etwa einen Artikel, sondern so ein Buch, das man gern liest und das sitzen bleibt. Ist denn der sparsame Kohlenverbrauch in der UdSSR. von geringerer Bedeutung als die Erzählung von einer unglücklichen Liebe? Ich habe neulich die ‚Kreutzerersonate‘ von Tolstoi gelesen und dachte mir: ‚Wie meisterhaft er das geschrieben hat! Wenn ich nur auch so könnte ...‘ Aber nein, wir müssen über das Unsere schreiben und auf unsere Art – aber besser. Denn, wenn wir gut schreiben, wird es die ganze Arbeiterklasse lesen und lernen, wie man die Kapitalisten schlägt.“

Und das sagt ein Mensch, der gerade seinen Namen orthographisch richtig schreiben kann.

Ein anderer Fall. Man brachte mir die Uebersetzung eines großen Buches eines deutschen Arbeiters, eines Kommunisten, der jetzt in Leningrad im Betrieb „Swetlana“ arbeitet. Er beschreibt seine frühere Arbeit [8:] bei den Osramwerken. Er ist Stoßtruppler in seinem Betriebe und trat auf den Aufruf hin unserer Organisation bei.

Ich las das Buch und sagte dem Genossen:

„Sehr interessantes Material. Das ist zwar noch keine künstlerische Leistung, aber der Genosse schreibt ja zum erstenmal. Das zweite Buch wird schon besser sein. Geben wir zunächst mal dieses heraus. Es wird auch seine Bedeutung haben.“

Mit Ungeduld wartete ich auf den Abschluß der Uebersetzung. Eine Woche verstrich, eine zweite – ein Monat. Ich rief die Genossen an und fragte:

„Was macht denn euer deutscher Genosse?“

„Wir haben ihm deine Meinung mitgeteilt, worauf er das Manuskript zurücknahm, um es umzuarbeiten. Er meinte: ‚Ich will so schreiben, daß mein Buch gern gelesen wird, daß es sich einprägt. Muß denn ein Arbeiterschriftsteller nicht besser schreiben als ein bürgerlicher?‘“

Das ist Kampf um Qualität. Um bolschewistische Qualität. Natürlich wird nicht jeder der Tausenden, die zu uns strömten, ein großer Schriftsteller werden. Nicht jeder wird überhaupt ein Schriftsteller werden. Aber dürfen wir denn deshalb unsere Bemühungen aufgeben, aus den Reihen der Stoßtruppler immer mehr feste, organisch mit uns verbundene Talente herauszuholen?

Ich habe vielleicht zu schematisch, nicht erschöpfend und möglicherweise auch etwas unklar diese Fragen dargelegt. Ich glaube aber im großen und ganzen recht zu haben. Denn man darf doch nicht Lenins Worte außer acht lassen:

„Im Volke schlummern Hunderte und Tausende von Talenten, die der Kapitalismus getreten und unterdrückt hat, die aber jetzt hervorgeholt werden müssen.“ (Uebersetzt von Michail Swjetly.)

*

SEELEUTE IM KAMPF

ERICH BLOCK

Auftakt.

Im September liefen die Tarife der Seeleute und der Hafenarbeiter ab. Das benutzten die Reeder und Hafengewaltigen, Heuer und Löhne abzubauen. Bei den Seeleuten sollte ein Abzug von 13,6 Prozent vorgenommen werden, sollte der Urlaub abgebaut, die Arbeitszeit verlängert, die Sätze für Verpflegung verringert werden. Den Hafenarbeitern sollte der Schichtlohn von 8,80 RM. auf 7 RM. gekürzt werden. Die reformistischen Verbände schluckten diesen Lohnraub, ohne das geringste dagegen zu tun. Der Einheitsverband der Seeleute und Hafenarbeiter, die deutsche Sektion der ISH. (Internationale der Seeleute und Hafenarbeiter) nahm den Kampf auf. In Danzig, in Königsberg, in Stettin standen die Hafenarbeiter schon im Kampf. Um die Streikfront zu zerschlagen, verlängerten die Hamburger Pfeffersäcke den Tarif der Hafenarbeiter mit täglicher Kündigung auf kurze Zeit.

Am Vormittag des 4. Oktober war das Schiller-Theater in Altona bis unter das Dach voll von Seeleuten und Hafenarbeitern. An einem langen Tisch auf der Bühne saß die Streikleitung. Die Führer des Einheitsverbandes erklärten den Arbeitern die Taktik der Unternehmer, erklärten ihnen die Notwendigkeit, zu kämpfen, und forderten zum Streik auf. Ein Abgeordneter der Danziger Hafenarbeiter brachte die Grüße seiner Kollegen. Ein polnischer Seemann sprach. Breit, wuchtig, die Hände in den Taschen, erzählte er mit harter [9:] Stimme von den erfolgreichen Lohnkämpfen in der kleinen polnischen Handelsflotte. Eine Abordnung der erwerbslosen Seeleute erschien und brachte das Gelöbnis, keine Streikbrecherdienste zu leisten. Dann wurde abgestimmt und einstimmig beschlossen: Wir streiken!

Hamburg.

Am nächsten Morgen begann der Streik.

Der Dampfer „Bochum“ konnte nicht abfahren. Die Feuerleute, dreiundzwanzig an der Zahl, erklärten: „Wir streiken!“

Polizei erschien. Auf Barkassen kamen sie von der Wasserseite, auf Lastautos von der Landseite. Mit Gummiknüppeln, mit gezogenen Pistolen wollten sie das Logis der Heizer stürmen. Der Kapitän, der sie gerufen hatte, bekam einen Schreck vor so viel kriegerischem Mut. Er mußte erst abbremsen.

Die Streikenden wurden verhaftet und eingesperrt. Am nächsten Tage wurden sie von der Polizei wieder an Bord gebracht. Der Streik sei abgebrochen, wurde ihnen gesagt. Ehe sie noch wußten, was los war, wurden die Taue losgemacht. Das Schiff fuhr ab. Als es von Kanada zurückkam, wurden alle Streikenden abgemustert und wegen Meuterei unter Anklage gestellt. Die Heuer wurde einbehalten.

Auf dem Dampfer „Alster“ streikte die gesamte Mannschaft. Um die Ausfahrt des Schiffes zu verhindern, löschten sie die Feuer, schraubten die Ventile von den Kesseln und warfen sie über Bord.

Von anderen Schiffen gingen die Besatzungen geschlossen von Bord.

Auf der Heuerstelle der Hapag sollten Streikbrecher vermittelt werden. Das ließen sich die erwerbslosen Seeleute aber nicht gefallen. Sie rissen den Schaltherbeamten die Musterrollen aus den Händen, warfen sie aus den Fenstern und zerrissen sie. Die Heuerstellen mußten geschlossen werden. Die Reeder forderten Polizeimaßnahmen. Und da der Hamburger Polizeisenator ein Sozialdemokrat ist, forderten sie nicht vergeblich. Alle Zugänge zum Hafen wurden besetzt. Wer wie ein Seemann oder

sonstwie verdächtig aussah, durfte nicht passieren. Die Streikposten wurden niedergeknüppelt. Versammlungen wurden ausgehoben. Sie suchten die Streikleitung. Die Büros des Einheitsverbandes wurden besetzt, wurden durchwühlt. Leitende Genossen wurden verhaftet, wurden, obgleich ein Mitglied der Bürgerschaft unter ihnen war, tagelang in Haft behalten. Der Internationale Seemannsklub wurde überholt, die dort zu Mittag essenden Seeleute wurden samt und sonders ins Gefängnis geworfen, wurden ausgefragt, wurden durchsucht. Kurz: man versuchte alles, um die Führung des Kampfes unschädlich zu machen.

Streikbruch setzte ein. Die Hafendarbeiter waren ganz lau in den Streik gegangen. Sie standen noch zu sehr unter dem Einfluß des reformistischen Verbandes, um einen Streik gegen den Willen ihrer Bonzen aufzunehmen.

Die Heuerstellen wurden polizeilich besetzt. Eine wilde Vermittlung begann. Leute ohne Seefahrtbuch, ohne Heuerkarte wurden auf die Schiffe geschickt. Auf Polizeiflitzern und Mannschaftswagen unter starker Bedeckung wurden sie an Bord gebracht.

[10:] Seeleuten, die sich weigerten, die Befehle ihrer Vorgesetzten auszuführen, wurden unter Anklage gestellt. Gehorsamsverweigerung, Meuterei waren die Delikte, weswegen sie vom Schnellrichter gleich serienweise ins Gefängnis geschickt wurden.

§ 101 der Seemannsordnung vom 2. Juni 1902 bietet hierzu eine Handhabe. Er lautet:

„Wenn zwei oder mehrere zur Schiffsmannschaft gehörige Personen dem Kapitän, einem Schiffsoffizier oder einem anderen Vorgesetzten den schuldigen Gehorsam auf Verabredung gemeinschaftlich verweigern, so tritt gegen jeden Beteiligten Gefängnisstrafe bis zu einem Jahr ein. Der Rädelsführer wird mit Gefängnis bis zu drei Jahren bestraft.

Sind mildernde Umstände vorhanden, so kann auf Geldstrafe bis zu sechshundert Mark erkannt werden, Der Rädelsführer wird in diesem Falle mit Gefängnis bis zu einem Jahre bestraft.“

Außer den Reformisten waren es die Nazis, die die Streikfront von hinten angriffen. Viele ihrer Landsknechte und Abenteurer fanden hier Gelegenheit, einmal in die Welt zu fahren. Die lügenhaften Märchen von der „romantischen Seefahrt“ lockten manchen Kleinbürgerjüngling, der heute nirgends mehr Unterkommen findet. Die Nazis stellten nicht nur Streikbrecher aus ihren Reihen, sie machten auch Stimmung gegen den Streik. So schrieb das nationalsozialistische „Hamburger Tageblatt“ nach der Verhaftung der Genossen vom Einheitsverband:

„Seit der Festnahme der kommunistischen Funktionäre herrscht im Hafen absolute Ruhe.“

Es liegt also dieser sogenannten Arbeiterpartei mehr daran, daß die Reeder und Pfeffersäcke in „Ruhe und Ordnung“ ihren Profit machen können, als daran, daß die Angriffe auf den Lebensstandard der Arbeiterschaft abgewehrt werden.

Die Schiffsoffiziere, denen teilweise bis 50 Prozent ihrer Bezüge abgebaut worden waren, fanden in ihren Fachverbänden scharfe Worte des Protestes, wagten aber nicht, sich mit der Besatzung vor dem Mast solidarisch zu erklären. Sie wagten es nicht einmal, Arbeiten, die ihnen nicht zustehen, abzulehnen. Auch sie leisteten also Streikbrecherdienste. Und so hatte der Streik nicht den Erfolg, den er haben mußte. Er hat aber gezeigt, daß der Rote Verband zu kämpfen gewillt ist und zu kämpfen versteht.

London.

Dampfer „Messina“. Die gesamte Besatzung vor dem Mast legte die Arbeit nieder. Sie packten ihre Seesäcke und gingen von Bord. Am Kai, dicht am Liegeplatz des Schiffes, hielten sie mit streikenden Matrosen anderer Schiffe ein Meeting ab. Ein Vertreter der ISH. sprach zu ihnen. Geschlossen zogen sie nach dem Internationalen Seemannsklub. Der erste Steuermann wollte sie zurückholen.

„Der Konsul will einen Vertreter der Matrosen und Heizer sprechen“, sagte er. Die Seeleute lehnten ab. Sie hatten nicht mit dem Konsul zu verhandeln, sondern nur mit der Schiffsleitung. Als sie an Bord zurückkamen, nahm sie Kriminalpolizei in Empfang und brachte sie ins Gefängnis. Nach drei Tagen endlich besuchte sie dort der deutsche Konsul.

[11:] „Wir haben Hunger!“ sagten sie. Als Verpflegung hatten sie dreimal täglich zwei dünne Scheiben Weißbrot mit schlechtem Fett und Tee erhalten.

„Bis morgen werdet ihr es schon noch aushalten!“ antwortete der dicke Konsul, sie durch sein Monokel von oben herab betrachtend.

Am vierten Tag wurden sie unter Polizeibegleitung abtransportiert, um nach Deutschland abgeschoben zu werden. Einige wurden mit Dampfer „Adler“, einige mit „Adriana“ zurückbefördert. Sie bekamen an Bord weder Decken noch einen Lagerplatz. In leeren Kisten, die zur Verpackung von Glaswaren dienten, mußten sie übernachten. Mit der Mannschaft dieser Schiffe hatten sie keinen Umgang. Sie verachteten sie als Streikbrecher.

Auf der Elbe, kurz vor Hamburg, wurden sie ins Kartenhaus gesperrt. In Hamburg wurden sie der Kriminalpolizei übergeben. Am nächsten Tag schon standen sie vor dem Schnellrichter. Die Heizer und Matrosen wurden zu 40 Mark, die Leichtmatrosen zu 20 Mark Geldstrafe verurteilt. Der Moses (Schiffsjunge) wurde dem Jugendgericht überwiesen.

Auf den Heuerstellen sind sie „schwarz“, d. h., sie werden nicht mehr in die Musterlisten eingetragen. Die Heuer, Beträge bis 160 Mark, ist vom Seemannsamt beschlagnahmt worden. Die Reederei Sloman, deren Vorfahren durch Sklavenhandel reich geworden sind, fordert von jedem ungefähr 750 Mark Schadenersatz und klagt darum.

Leningrad.

Am 7. Oktober kam der Dampfer „Dalaelfen“, Reederei Bolten, in Leningrad an. Eine Barkasse der Streikleitung fuhr ihm entgegen: „Streik!“

Der Dampfer wurde festgemacht. Die Besatzung ging geschlossen von Bord. Sie wurde im Internationalen Seemannsclub gepflegt, sie besuchte Versammlungen, sie besichtigte Betriebe. Der zweite Offizier streikte mit ihnen und weigerte sich, seinen Dienst zu tun. Sie gingen nur an Bord, um zu schlafen.

Eine Wache blieb auf dem Schiff und ein paar Heizer. Die Winden brauchten Dampf, da das Schiff entladen werden mußte. Allen Seeleuten war es klar: der Arbeiter- und Bauernstaat, die Sowjetunion, durfte nicht geschädigt werden durch den Streik gegen die kapitalistischen Ausbeuter.

Die Schiffsleitung schrie nach Polizei. Die russische Miliz lehnte es ab, sich in innerstaatliche deutsche Angelegenheiten einzumischen. Ein Schreiben des deutschen Konsuls, wonach der Streik beendet sein sollte, wurde verlesen. Aber die Berichte im Seemannsclub fanden mehr Glauben.

Der Kapitän rannte wie ein Besessener an Bord umher. „Kommunistenpack!“ fluchte er und spuckte aus. Die Mannschaft nahm ihn nicht ernst.

Ueber 500 Seeleute, die Besatzung von 42 Schiffen, streikten.

Dann kam Order von Hamburg: Der Streik ist abgebrochen! Die Mannschaften gingen an Bord, die Schiffe dampften ab.

Die „Dalaelfen“ kam am 25. Oktober nachts 2 Uhr in Holtenau an. Sofort nahmen sie Kriminalbeamte in Empfang, verhafteten sie, und am nächsten Morgen 6 Uhr tagte schon in der Lotsenhalle ein [12:] Schnellgericht, sie abzuurteilen, Sie wurden zu 14 Tagen Gefängnis verurteilt. Der zweite Offizier erregte das besondere Mißfallen des Gerichts. Er verkörpere, so sprach der Staatsanwalt, doch die Intelligenz an Bord und habe daher das Interesse der Reederei zu wahren. Deshalb beantragte er auch vier Monate Gefängnis. Das Gericht verurteilte ihn zu einem Monat.

Die Bestraften wurden in Haft behalten und mußten ihre Strafen sofort absitzen.

Ausklang.

Eine halbe Million Tonnen Schiffsraum liegt tot im Hamburger Hafen. Das sind ungefähr 80 Schiffe, die verrostet und verrotten. Die Welttonnage kann nicht voll ausgenutzt werden, während die Werk-

tätigen aller Länder nicht mit den notwendigsten Gütern versorgt werden können, weil sie nicht genug verdienen, um zu kaufen, was sie brauchen. Die Besitzer der Schiffe wollen aber ihre hohen Profite herausholen. Sie „rationalisieren“, sie drücken die Löhne ihrer Schiffsmannschaften. Verschiedene Reedereien beschäftigen Farbige an Bord, denen sie noch weniger zu zahlen brauchen, mit denen sie umspringen können, wie es ihnen paßt. Die Seeleute wehren sich gegen noch weitere Ausbeutung. Hat auch ihr Streik diesmal keinen Erfolg gehabt, so haben sie doch gezeigt, daß sie sich nicht kampflös immer weiter ins Elend stoßen lassen. In der Sowjetunion haben sie gesehen, daß ihr Kampf nicht durch brutale Polizeimaßnahmen niedergeknüppelt wird. Sie haben gesehen, wie die Arbeiter in einem Staatswesen leben, das von Arbeitern selbst verwaltet und regiert wird. Ihr Klassenbewußtsein ist gestärkt worden. Ihr Wille, es den russischen Brüdern gleichzutun und an Stelle der kapitalistischen Unordnung einen Sowjetstaat mit sozialistischer Planwirtschaft zu errichten, ist gefestigt worden.

*

An alle proletarisch-revolutionären Schriftsteller. An alle Arbeiterkorrespondenten.

Bereits vor einem Jahr wurde uns in Versammlungen mit der revolutionären Arbeiterschaft, bei Massenkritikabenden, bei Besprechungen mit den verschiedenen proletarischen Kulturorganisationen vorgeworfen, daß wir wohl innerhalb des proletarischen Feuilletons (Kurzgeschichte, Reportage, proletarische revolutionäre Lyrik) gewisse Erfolge zu verzeichnen hätten, daß aber noch immer der gute und billige proletarische Roman fehle (als Damm gegen den Massenschund, den Scherl, Ullstein und Hunderte von anderen bürgerlichen Verlagen unter den Massen kolportieren) und, was noch wichtiger sei, feuilletonistische 10- und 20-Pfennighefte gegen die Ströme von widerlichen Detektivnovellen, süßsauerem und verhetzenden Missionsgeschichten, bürgerlichem Hintertreppenkitsch. Es wurde dabei noch darauf hingewiesen, wie wichtig gerade diese feuilletonistischen 10- und 20-Pfennighefte wären: erstens weil das Proletariat diese Hefte tatsächlich zu Tausenden kaufen würde, denn es kauft und liest ja heute schon ungefähr 500.000 politische Massenbroschüren – nicht im Jahr, im Monat – daß zweitens diese Hefte noch weit über den Verbreitungskreis der politischen Massenbroschüren hinausreichen würden, in Kreise der [13:] Arbeiterschaft hinein, die heute noch nicht von der politischen Propaganda erfaßt werden. Wir haben versprochen, diese Literatur zu schaffen – aber wir haben dieses Versprechen nicht gehalten. Gewiß: proletarische Romane sind erschienen, ungefähr 300.000 sind als rote Eine-Mark-Romane verbreitet worden. Aber die Groschen- und 20-Pfennighefte fehlen noch immer. Die längeren Erzählungen aus dem Leben der Arbeiterschaft sind noch immer nicht erschienen. Das ist eine Lücke innerhalb des Vormarsches der proletarischen Literatur, die nicht scharf genug gerügt werden kann, und wir müssen alles tun, um sie sofort aufzufüllen. Warum fehlen sie? Es gibt doch genug Themen: Spitzelgeschichten – größere Reportagen – biographische Erzählungen – Berichte aus Kampfgebieten – Leuna, Hamburg, Essen, München – Streikerzählungen, Erzählungen aus Hinterhäusern – Themen sind also da – Hunderte von Themen, es ist nur notwendig, daß sie niedergeschrieben werden.

Wir begehen in diesem Monat zum dritten Male den Monat des proletarischen Buches. Die Arbeiter werden uns überall wieder und mit demselben Recht wie im letzten Jahre vorwerfen, daß sie diesen Monat nicht dazu benutzen können, um auch für gute feuilletonistische Groschenhefte zu werben und in den Betrieben, in den Häuserblocks und an den Stempelstellen zu verbreiten. Ja, sie werden ihre Vorwürfe bestimmt noch verschärfen, sie werden uns sagen, daß es jetzt in der allgemeinen Kampagne um die Einheitsfront der werktätigen Massen, der Volksrevolution, des gemeinsamen Kampfes aller Arbeitenden gegen den Faschismus beinahe ein Verbrechen ist, daß wir keine Erzählungen geschrieben und publiziert haben, mit deren Hilfe man diese Parolen bis in die äußerste Peripherie der werktätigen Bevölkerung tragen kann. Sorgen wir also dafür, daß wir diesen Vorwürfen wenigstens damit begegnen können, daß wir dabei sind, diese Literatur zu schreiben, sorgen wir aber gleichzeitig dafür, daß diese proletarischen Groschenhefte keine Kolportage im bürgerlichen Sinne werden, daß wir also nicht erst da anfangen, wo diese bürgerliche Kolportage 1890 angefangen hat – Hintertreppenromantik –, auf der sie auch heute noch steht; denn ihr liegt ja nichts daran, daß diese Kolportage, mit der sie die Massen der Arbeiter und Kleinbürger überschütten, etwas taugt. Unsere

Groschenhefte müssen auch qualitativ weit über jedem Durchschnitt stehen. Wenn wir das fertig bringen, nicht nur eine Groschenliteratur, sondern eine literarisch wertvolle Groschenliteratur schaffen, dann haben wir eine neue Etappe in dem Kampfe um eine gute proletarische Literatur hinter uns, dann haben wir, was augenblicklich noch wichtiger ist, eine weitere brauchbare Waffe für den Kampf des revolutionären Proletariats um Brot und Freiheit geschaffen!

Der Vorstand des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller Deutschlands

An alle Berliner Arbeiterkorrespondenten.

Die „Linkskurve“ braucht Berichte und Reportagen über Berliner Großbetriebe, besonders AEG., Siemens, Schwarzkopf, usw. usw. aber auch Arbeitsreportagen aus Kaufhäusern, Markthallen, Reportagen von Kraftwerken, Großgütern usw. Schickt das Material an die Redaktion der „Linkskurve“, Berlin S 14, Alexandrinenstr. 62.

*

[14:]

BAUER AHOI!

G. T. RING

Herr von Marwitz sagt in einer Bauernversammlung: „Der Bauer gehört hinter den Pflug. Er hat weder Zeit noch Geld, sich politisch zu beschäftigen. Die Vertretung bäuerlicher Interessen soll er ruhig anderen überlassen.“

Pflüge, Bauer, säe und – hungere. Du darbst, aber die Scholle ist deutsch. Blut und Boden, Urquell jeglichen Volkstums – sie dichten vom genügsamen Landmann wie zu Rousseaus Zeiten und rufen dir zu: Zurück zur Natur! Sinnloser Hohn, denn heute geht es nicht nur um Verelendung der bäuerlichen Schichten, sondern wir sind mitten im Prozeß der Verjagung des Kleinbauern von der Scholle.

Jahrhundertlang war das Dorf in den alten Formen des gesellschaftlichen Lebens erstarrt. Jetzt gerät es in Bewegung und Aufruhr. Die Bourgeoisie versucht mit dieser Unruhe die Feldküchen des Stahlhelm und der NSDAP. unter Dampf zu setzen, denn sie kennt – ein Siegfried mit dem Minderwertigkeitskomplex – ihre verwundbare Stelle. Aber es ist kein Lindenblatt von außen, sondern ein Geschwür von innen.

Man kann im deutschen Dorf seltsame Dinge sehen. Ein Anwesen, das seine Besitzer jahrzehntlang ernährt hat, steht verlassen da. In den Ställen kein Vieh, die Türen hängen schief in den Angeln, die Fenster sind zerbrochen, das Dach – lose Sparren, Löcher. Kein Pflug, keine Schneidemaschine, weder Sense noch Sack im Schuppen. Die Stuben des Bauernhauses sind leer, Ofentüren, Klinken, Herdringe sind herausgerissen –, und der Besitzer? Er hat den Hof einfach stehen lassen und ist fort. Die Schuldner streiten sich um die Hinterlassenschaft, finden aber keinen Käufer.

Von den Marschen bis zu den Almhütten, unter Spitzgiebeln und Flachdächern, Schiefern, Schindeln oder Stroh kauert die gleiche Not. Aus den verschiedenen Bedingungen und Bewirtschaftungsformen der deutschen Landschaft stellt sich dasselbe Problem: in Ostfriesland dampft Tag für Tag die Schüssel mit Dickbohnen auf dem Tisch, aber das Rauchfleisch fehlt, in Pommern stipt der Bauer trockene Kartoffeln in Salz, und schon der Hering ist ein Festmahl. Was in Franken die tägliche Wassersuppe mit der schwimmenden Brotrinde, ist im Schwarzwald das Sauerkraut mit der fünfmal ausgekochten Speckschwarte. In der Mark hat der Bauer nicht mehr das Leinöl zum Brot. Ueberall ist der Aermel zu kurz für den Arm. Ob Steuerveranlagung, Schuldschein und Pfändungsurkunde zwischen den alten Tellern und Krügen des niedersächsischen Fleets liegen, ob sie am Birkenholzspiegel des mecklenburgischen Bauern oder hinter der Maria mit dem Schwert im Herzen, unter dem Weihwasserkessel des bayerischen Oberlandlers stecken, ob sie der hessische Bauer unter das gewürfelte Kopfkissen schiebt oder der Märker das Wachstumuch hebt und sie in die Tischschublade packt – nirgends gibt es das Eselein streck dich, um die Pfändung aufzuhalten. Nur der Knüppel springt aus dem Sack!

Beim Amtsgericht Speyer wurden innerhalb von drei Tagen 154 Pfändungen durchgeführt, so daß die Beamten bereits um 4 Uhr morgens ihr Henkerwerk an den Pfälzer Bauern beginnen mußten.

[15:] Ein Wochenrekord in Ostpreußen: 3550 Erntepfändungen!

Kann der Bauer noch zu Gott beten, wenn ihm die Ernte nicht mehr gehört, die auf dem Halm steht? Er wendet seinen Blick zur Erde, wenn er für die Bank und das Steueramt mäht. Greift die Pesthand der Krise das Eigentum des Bauern an, so wankt ihm die Welt. Jan, Sepp, Jochen, Hans erleben mit dem hart prüfenden Blick eines Habichts, mit zähem Stiernacken oder heiß aufkochendem Zorn die Willkür einer Versteigerung. Zwei Kälber und zwei Schweine für 60 Mark? Stur stehen die Bauern da. Das Seil wird dem Schwein um den Knöchel geschlungen, das Kalb zerrt an der Halsschlinge, der Bauer denkt an die monatelange Mühe, die in den Wind vertan ist, und den Stall, der nun leer bleiben wird –, da schlag das Donnerwetter drein! Und das nächstmal schlägt es drein.

Wer versteht nicht den Salzburger Bauern, der in einer Versammlung auf das Podium klettert und den Wald der Köpfe vor sich anruft: „Sollt ich mein Hüttl verlassen, weil ich nicht zahlen kann, so zahl ich vorher mit Blut!“ Es wird mit Blut bezahlt!

Zu einem badischen Bauern kommt der Gerichtsvollzieher, um ein gepfändetes Kalb zur Versteigerung abzuholen. Als er durchs Tor tritt, kracht ein Schuß, ein Toter liegt im Hofraum. Der Bauer verschanzt sich in seinem Hause und läßt niemand an die Leiche heran. Gendarmerie und Schupo umkreisen das Haus. Die Explosionen der aus dem Hinterhalt geworfenen Handgranaten zwingen den Bauern, sich zu ergeben.

Einzelne verzweifeln, sie wehren sich nicht. In triebhaftem Vernichtungswillen verfügen sie zum letztenmal über den Besitz. Ein Bauer im Westerwald verbrennt sich mit Haus und Hof; er sieht keinen Ausweg, aber sein Eigentum gibt er nicht in fremde Hände.

Gemeinsame Not organisiert. Die Bauern greifen zur schwarzen Fahne, verhindern Zwangsversteigerungen, stürmen Finanzämter, ver-

STREIK

von MARY HEATON VORSE

Die deutsche Uebersetzung des in Amerika weit verbreiteten Romans über die Kämpfe im amerikanischen Textilgebiet von Gastonia ist soeben in der Reihe **Der internationale Roman** herausgekommen.

Bisher erschienen:

Band 1:	Kurt Kläber: Passagiere der III. Klasse.	Band 4:	Albert Daudistel: Das Opfer. Der Roman über die Rebellion in der deutschen Kriegsmarine.
Band 2:	Iwan Olbracht: Anna, der Roman einer Arbeiterin.	Band 5:	Tokunaga Naoshi: Die Straße ohne Sonne. Roman aus dem heutigen Japan.
Band 3:	Béla Illes: Die Generalprobe, Der Roman der ungarischen Revolution.	Band 6:	Giovanni Germanetto: Genosse Kupferbart. Aus den Erinnerungen eines italienischen Barbiers.

– Jeder Band kartoniert 3,50 M., in Leinen 5,– M. –

Internationaler Arbeiter-Verlag, Berlin C 25

[16:]suchen es mit Bombenattentaten. Der Staat zeigt sein Zuchthausgesicht, und die Landvolkbewegung differenziert sich. Die Bauern erkennen ihre Zugehörigkeit zu den Massen der Werktätigen, denn tatkräftige Arbeiterfäuste unterstützen sie. In Lutzhorn werden Gräben und Barrikaden um ein zur Zwangsversteigerung bestimmtes Gehöft aufgeworfen. Der anrückenden Polizei wird mitgeteilt, daß die Dorfbewohner, unterstützt von 80 Arbeitern aus umliegenden Ortschaften, die zwangsweise Räumung verhindern würden. Der Staatsgewalt gelingt es, „die Zusammenrottung zu zerstreuen,

doch erst, nachdem in Aussicht gestellt worden war, daß von der Zwangsversteigerung Abstand genommen werde“. Die Selbsthilfe der Bauern nimmt immer höhere Formen an. In Kremperheide mobilisiert ein revolutionäres Bauern- und Arbeiterkomitee 300 Bauern und Arbeiter, die das Gerichtsgebäude besetzen und eine Zwangsversteigerung rückgängig machen. Bei Lüneburg beschließen die Bauern eines ganzen Dorfes, selbst die Kreditzinsen herabzusetzen und nur noch 2½ Prozent Zinsen an die Bank- und Darlehnskasse zu zahlen. In Oesterreich wollen ganze Landschaften keine Steuern mehr abführen, und – der Alpenbauer hat Waffen!

Auch auf dem Dorfe begegnen sich zwei Systeme, zwei Welten! Wie ein Tank über das Land hinwält und alles Naturgewachsene niederbricht, so rollt ein System neuer, raffinierter Bauernlegerei über deutsche Aecker und Gärten. Wegen einer Restsumme von 65 Mark soll ein Anwesen in Osthavelland zwangsenteignet werden. Aber die Vorposten des kommenden Systems satteln die Amtsmähre der Kreissparkasse ab. Hunderte von Erwerbslosen, Siedlern, Landarbeitern und Kleinbauern kommen als „Interessenten“ zur Versteigerung. „Ein Fahrrad, wer bietet?“ „Eine Mark!“ hallt die Antwort. „Eine Rackmaschine, wer bietet?“ „25 Pfennig!“ Und das Haus findet überhaupt kein Angebot. Der Exekutor muß die Versteigerung als zwecklos abbrechen.

Der Klassenkampf geht im Dorfe um. Finanzämter und Gerichtsvollzieher zeigen, was ein „freier Volksstaat“ ist. Der Kleinbauer bezahlt 63,40 Mark Steuern für das gleiche Stück Land, das dem Großgrundbesitzer 21,30 Mark kostet. Das Gesetz befiehlt dem kleinen Winzer, den kräftigen englischen Wein herauszureißen – pflegt deutsche Weinsorten ist die Devise –, der Besitzer ganzer Weinberge kann pflanzen, was er will. Eine Zuchtkuh im ostpreußischen Großbetrieb gibt im Jahr 5000 Liter Milch, im süddeutschen Kleinbetrieb 1600 Liter. Die Aufzucht eines Mastschweines dauert im Großbetrieb 4, im Kleinbetrieb 8 Monate. Doch nur der ertragreichere Großbetrieb wird gestützt. Weder Stundung, noch Prolongierung von Wechseln für Kleinbauern, aber für Herrn von Plehwe bemüht sich Reichsminister Treviranus persönlich – die Osthilfe gibt 85.000 Mark, die Versicherungsanstalt für Angestellte 165.000 Mark. Den herrschenden Agrarmächten ist die politische Wirkung all dieser Methoden umgekehrt proportional ihren persönlichen Vorteilen. Der Landbundführer Logemann weint öffentlich im preußischen Landtag den wegschwimmenden Fellen nach:

„Vorhin ist so leichtsinnig gesagt worden, die Herren von Links machten mit uns gemeinsame Sache. Ja, meine Herren, nicht hier, sondern draußen im Lande ist es leider so weit gekommen. Ich habe das in Oldenburg festgestellt, wo in einer Landbundversammlung Richtlinien der Kommunisten mitgeteilt wurden, wie die Leute sich bei Zwangsverkäufen usw. [17:] verhalten sollten. Es ist leider schon so weit, daß die Bauern mit allen Leuten zusammengehen, die sich dazu bereitfinden lassen. Aber woher kommt das? Es kommt durch die unglücklichen Verhältnisse.“

O wie durchlöchert ist die grüne Front des Landbundes! Und immer häufiger pflanzen harte Bauernfäuste neben der schwarzen Landvolkfahne das Banner mit Sichel und Hammer auf.

*

DER KRIEG IN DER MANDSCHUREI UND DIE PROLETARISCHEN SCHRIFTSTELLER JAPANS **SEITIRO KATUMOTO**

„In welchem Lager werden Sie stehen, wenn der Krieg gegen die Sowjetunion ausbricht?“ – Diese Frage hat das internationale Büro für revolutionäre Literatur im Sommer 1930 an alle Schriftsteller der Welt gerichtet. Dieselbe Frage wurde auch bei uns im Herbst 1930 an alle Literaten, Künstler und Denker von der NAPF. (Interessengemeinschaft der alljapanisch-proletarischen Künstlerverbände) gerichtet. Mehrere Liberalisten haben daraufhin lächelnd geantwortet: „Es ist ein albernes Spiel, solche phantastische Frage aufzuwerfen.“ Noch klügere Leute haben überhaupt keine Antwort gegeben. Das war vor einem Jahr. Heute steht diese „alberne Frage“ als eine realistische und ernste vor uns und vor ihnen. Vor jedem steht die Frage: Hältst du zu den Proletariern aller Länder, besonders zum japanischen Proletariat? Oder zur anderen Seite, d. h. zum internationalen Imperialismus, besonders zum japanischen Imperialismus? – Darauf muß jeder antworten! Denn der japanische Feldzug in der Mandschurei bedeutet nichts anderes als die Plünderung dieses Landes und die militärische Intervention gegen die Sowjetunion!

Wir glauben, daß es unbedingt nötig ist, unsere Treue zur proletarischen Klasse an alle Brüder und Genossen der Welt zu erklären und anzukündigen, daß das revolutionäre Proletariat Japans trotz des wütenden weißen Terrors einen entscheidenden Kampf auf Leben und Tod gegen den japanischen Imperialismus kämpft.

Augenblicklich beherrscht der japanische Generalstab alle japanischen Zeitungen und das öffentliche Nachrichtenwesen. Die größte liberalistische Zeitung „Asahi“, die täglich anderthalb Millionen Auflagen in Osaka und eine Million in Tokio hat, hat längst ihr wahres Gesicht enthüllt und ist ein Organ für die Propaganda des japanischen Imperialismus geworden. Alle Artikel und Nachrichten, die für den japanischen Imperialismus schädlich sind, werden nicht veröffentlicht und auch nicht nach dem Ausland berichtet. Der Feind des japanischen Proletariats bedient sich zu seiner Kampagne aller modernen Propagandamittel: der drahtlosen Telegraphie, der Photographie, des Radios, verschiedener Privat-Flugzeuge der Verlagsanstalten und mehr als eines Hunderts besonderer Berichterstatter. Die Heeresleitung hat für das Nachrichtenwesen eine große Summe Geld gegeben. Die Berichte, die die ausländische Zeitungskorrespondenz nach Japan schickt, werden von der Zensur beliebig verändert oder gestrichen, um das japanische Volk im Dunkeln zu lassen. Die ausländischen Zeitungsverlage und die Korrespondenzgesellschaften, die in Japan ihre Spezialkorrespondenten oder kleine Niederlagen haben, dürfen nicht die wahren Tatsachen mitteilen; zum Teil unterlassen sie es auch aus eigenem Antrieb, weil sie ja selbst bürgerliche Institute sind. Unter diesen Umständen ist es sehr schwer, daß unsere Brüder in der Welt die wirkliche Gestalt des Kampfes des japanischen Proletariats gegen den imperialistischen Krieg kennen lernen. Trotzdem will das internationale Proletariat genaueres von [18:] der revolutionären Tätigkeit der japanischen Proletarier wissen: Wie arbeiten in diesem wichtigen Zeitpunkt die japanischen Arbeiter und Bauern? Haben sie die Aufgaben des proletarischen Klassenkampfes erfüllt?

Wir wagen zu antworten: Jawohl! Das japanische Proletariat weiß sehr genau, daß der japanische Imperialismus nicht nur der Feind des Proletariats von China, Korea und der Sowjetunion, sondern auch sein eigener Feind ist. Im Kampf gegen diesen Feind fürchten wir den Tod nicht! Wir werden heldenhaft und eingedenk der glänzenden Kampfgeschichte des internationalen Proletariats unsere eigene Position verteidigen. Uebrigens stehen wir heute auf dem Standpunkt der revolutionären Solidarität mit den Brüdern der Sowjetunion, Chinas und Koreas.

Die japanischen Imperialisten wußten genau, daß der heutige Eroberungskrieg nicht nur ein Angriff gegen China, Korea und die Sowjetunion, sondern gleichzeitig innerhalb des japanischen Reiches eine entscheidende Offensive gegen das Proletariat bedeutet. Als die Vorbereitung des Heereszuges in der Mandschurei beinahe fertig war, d. h. Ende August d. J., hat man in den verschiedenen Städten des japanischen Westens ungefähr 2000 revolutionäre Arbeiter als Blutopfer verhaftet. Diese Verfolgung wütet heute noch im ganzen Reich, Außerdem verurteilten die japanischen Imperialisten Tausende vorher verhafteter Kommunisten und Sympathisierende zum Tode und drohen jetzt mit der Vollstreckung der Todesstrafe. Mehrere Kommunisten sind schon im Gefängnis getötet worden! Die Imperialisten hoffen, daß die Entsendung ihrer Truppen einen Ausweg aus der heutigen wirtschaftlichen Krise bedeuten wird.

Im Sommer dieses Jahres wurde ein reaktionärer Bund gegründet, der aus Generalstabsoffizieren und Reservisten besteht. Der Vorsitzende dieses Bundes ist ein Bruder des Mikados, Prinz Tschitschibu. Während der Vorgänge in der Mandschurei ist dieser Bund immer stärker geworden und hat endlich am 17. Oktober, am Nationalfeiertag Japans, folgenden Plan durchzuführen versucht: einige uniformierte Offiziere sollten den Reichskanzler und andere hohe Minister besuchen (es ist in Japan üblich, daß ein Offizier in Uniform immer empfangen werden muß) und sie mit Revolvern töten. Dann wollten sie vor das kaiserliche Schloß gehen und Harakiri machen. Unter dem Schutz des 3. Regiments – der Bruder des Mikados, Prinz Tschitschibu, war auch ein Offizier in demselben – konnten sie leicht in das Schloß kommen. Der Kriegsminister sollte dann, nachdem der Staatsstreich gelungen war, zum Reichskanzler erhoben werden. Selbst der Oberbefehlshaber für militärische Erziehung nahm an dem Anschlag teil.

Bei der großen Erdbebenkatastrophe 1923 wurde schon einmal so ein Staatsstreich versucht, aber von der Intervention Amerikas niedergeschlagen. (Diese Katastrophe wurde von der Bourgeoisie zu einem Blutbad der japanischen und koreanischen Arbeiter und Bauern ausgenutzt.) Je mehr heutzutage die Großindustrie und -finanz diesen Plan aktiv im Bunde mit der neuen imperialistischen Politik unterstützt, desto mehr wollen die japanischen Imperialisten die wahren Nachrichten über diesen Staatsstreich nicht mitteilen. Bis heute konnte keine einzige Zeitung über die wahre Lage dieses Planes etwas veröffentlichen. Ein solcher faschistischer Staatsstreich wird immer wieder versucht werden, weil die Großindustrie und -finanz große Hoffnungen auf ihn setzt. Es ist klar, daß jedesmal das Proletariat Japans, Chinas, Koreas und der Sowjetunion Gegenstand solcher Offensivmaßnahmen ist.

Aber das japanische Proletariat ist nicht schwach! Der Leiter der K.P.J., Genosse Gaku Sano, der jetzt im Gefängnis mit anderen Tausenden Kommunisten sitzt, erklärte vor dem Richter, daß die kommende Revolution in Japan mit dem Siege des Proletariats enden werde!

Die Mobilisierung der Massen an den verschiedenen Tagen der interinternationalen proletarischen Kampagne in diesem Jahre – am 25. Februar, 1. Mai, 1. August und 6. September – zeigt in Wirklichkeit den großen Vormarsch des japanischen Proletariats. Bei der letzten Provinzialwahl in [19:] Osaka wurde der im Gefängnis sitzende Genosse Koiwai zum erstenmal als Abgeordneter gewählt. Er schlug alle seine sozialdemokratischen Feinde nieder. Die „Prawda“ berichtete, daß am 7. November (der 14. Jahrestag der russischen Revolution) unter der Losung gegen den imperialistischen Krieg etwa dreitausend Arbeiter in Tokio demonstrierten; dreihundert wurden davon verhaftet. Die Massenverhaftung geht in Japan heute noch immer weiter; dessenungeachtet befindet sich das japanische Proletariat im Sturmangriff.

Die japanischen Schriftsteller haben in diesem wichtigen Zeitpunkt nicht vergessen, ihre revolutionäre Haltung den Massen zu zeigen. Im August und September sollte das Volk durch Radio und Zeitungen für den Krieg beseelt werden; trotzdem fand am 19. und 20. September ein Verteidigungsabend der „Kampffahne“ (Senki) unter der Initiative von 14 revolutionären Kulturorganisationen statt. Ueber die Zeitschrift „Senki“ ist schon zweimal in der „Linkskurve“ berichtet worden. Diese Zeitschrift ist in Japan nicht direkt verboten, aber es erscheint öfter die Polizei, um sämtliche Auflagen fortzunehmen und zu verbrennen. Aber, Brüder, noch lebt die „Senki“! Wenn auch die Polizei die Auflagen fortnimmt, erscheinen die Nummern, von einer Geheimdruckerei gedruckt, und gelangen zu den Arbeitern und Bauern auf dem Lande. Ihrem Aeußeren wirkt sie wie ein Mode- und Filmjournal mit Modebildern und Filmkünstlern. Die Geheimdruckerei zu organisieren, ist bei uns in Japan ungeheuer schwer, da wir in unserer Sprache mehr als 3000 Arten Wortzeichen haben.

Die Zeitschrift „NAPF“ hat eine November-Sondernummer über den Eroberungskrieg in der Mandchurei ausgegeben und dazu Stellung genommen. In der letzten Zeit hat der Bund proletarischer Schriftsteller angefangen, eine Zeitung „Bungaku-Schinbun“ (Literarische Zeitung) herauszugeben. In einer Sondernummer wurden die Vorgänge in der Mandchurei behandelt. Außerdem will dieser Bund jetzt noch eine Sammlung antiimperialistischer Novellen, Wandnovellen, Gedichte und Zeichnungen, die von den Bauern und Arbeiter selbst geschrieben und gezeichnet werden, herausbringen. Dieser Versuch bedeutet nichts anderes als die Realisierung der Resolution des Charkow-Kongresses, auf dem beschlossen wurde, daß die Bewegung der proletarischen Literatur sich nicht auf die Tätigkeit von Berufsschriftstellern beschränken darf, sondern daß sie auf der Basis der aktivsten Mitarbeit der Arbeiter und Bauern erfolgen soll. Bemerkenswert dabei ist, daß die Verwirklichung dieser Resolution mit der entscheidenden Frage „Niederschlagung des Imperialismus und Verteidigung der Sowjetunion“ eng verbunden wurde. Mehrere proletarische Schriftsteller, die in Tokio wohnen, organisieren eine Vortragstournee durch das ganze Land.

Die illustrierte Zeitschrift „Der Freund der Sowjetunion“ wurde in den letzten Tagen von der „Vereinigung der Freunde der Sowjetunion“ herausgegeben. Jetzt will man eine Interessengemeinschaft für die proletarische Kultur, wie die Ifa in Deutschland, organisieren; damit wird man eine Generaloffensive gegen die japanische Kulturreaktion herbeiführen.

Massenkritikabende.

Jedes Mitglied des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller, jeder Arbeiterkorrespondent, jeder Litobmann eines Betriebes oder Straßenzelle mobilisiert während des Monats des proletarischen Buches Massenkritikabende über die Bücher von Bredel, von Marchwitza, von Scharrer, über Bechers: Der große Plan. Es liegt uns sehr viel daran, daß Kritiken am Schluß dieser Massenkritikabende kurz zusammengefaßt und der Redaktion der „Linkskurve“ eingesandt werden.

[20:] Die Zusammenarbeit mit den verschiedenen revolutionären Organisationen zur Förderung der Kultur Koreas und Chinas ist eine unserer wichtigsten Aufgaben.

Die oben genannte Antikriegsarbeit ist natürlich nur der erste Schritt unserer Arbeit. Aber es ist außerordentlich wichtig, daß jeder von uns die Bedeutung der heutigen Zeit, d. h. die Periode der Revolutionen, klar erkennt. Ohne den Entschluß, zum Sterben bereit zu sein, kann man in Japan keine Anti-Kriegserklärung abgeben. Neun Mitglieder unseres Bundes sitzen im Gefängnis. Wenn man die anderen Abteilungen der Kunst (Musik, Theater usw.) zusammenzählt, bekommt man etwa 30 Gefangene heraus. Z. B. wurde ein berühmter Schriftsteller zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt, weil er der K.P.J. Geld gegeben und einigen Parteimitgliedern Unterkunft gewährt hat. Eine andere proletarische Schriftstellerin ist infolge ununterbrochener Folterungen im Gefängnis wahnsinnig geworden. Wir wissen aber, daß diese Ereignisse nur ein Vorspiel des weißen Terrors bilden. Der Bund der linken sozialdemokratischen Schriftsteller „Literarische Front“ (Bunsen) hat in seinem Herbstplenium am 25. Oktober, trotz der von der internationalen Vereinigung revolutionärer Schriftsteller in „New Masses“ und „NAPF“ veröffentlichten Warnung, beschlossen, daß er die linke sozialdemokratische Partei unterstützen und die anderen revolutionären Kulturorganisationen angreifen will. Damit hat er in der jetzigen Zeit einen unvergeßlichen Verrat am japanischen Proletariat begangen. Seit Ausbruch des Krieges haben außerdem mehrere Liberalisten und sogenannte überparteiliche Künstler in ihren Werken den japanischen Imperialismus verteidigt. Aber das alles wird uns nicht irre machen! Wir sind nicht im Zweifel, welches die echte und welches die falsche Seite ist! Und diesen Unterschied werden wir heute mehr denn je klar aufzeigen!

Wenn wir vor den japanischen Imperialisten feige kapitulieren würden, so würde das eine Stärkung des japanischen Imperialismus bei seiner beabsichtigten militärischen Intervention gegen die Sowjetunion und der Unterdrückung der chinesischen Revolution bedeuten. Daher ist der Kampf gegen den japanischen Imperialismus nicht nur eine Frage des japanischen Proletariats, sondern des Proletariats der ganzen Welt! Darum werden wir im Fernen Osten alle unsere Kräfte einsetzen und unsere Position bis zur siegreichen Weltrevolution verteidigen.

Unsere unveränderten ständigen Parolen sind:

Gegen den imperialistischen Eroberungskrieg!

Kein Soldat nach der Mandschurei!

Verteidigt euch, die Sowjetunion und die heldenhafte Revolution in China!

Es lebe die Weltrevolution!

*

ZUM FALL OSSIETZKY/KREISER

A. NORDEN

Carl v. Ossietzky, Herausgeber der „Weltbühne“, und Walter Kreiser, Mitarbeiter dieser Zeitschrift, sind wegen Landesverrats zu je anderthalb Jahren Gefängnis verurteilt worden.

Dieses barbarische Urteil ist eine Schande; es fordert leidenschaftliche Abwehr heraus. Was hier als Landesverrat qualifiziert wird (will übrigens der Staatsanwalt nicht gleich die ganze KPD. unter Anklage stellen? Sie „verrät“ doch täglich die Interessen der agierenden kapitalistischen Klasse gerade des eigenen Landes), ist nichts anderes, als eine Durchleuchtung des sehr dunklen Etats der deutschen Luftfahrt, die seit Versailles zwar keine Militärflugzeuge mehr halten darf, aber ... Wer also die dunk-

le Reaktion ans Tageslicht zerrt, die da gerade in der deutschen Luftfahrt sich breit macht, verrät etwas, was seit Versailles verboten ist?

[21:] Das ist einfach nicht wahr. Wir revolutionären Marxisten sind bekanntlich keine Verteidiger, sondern erbitterte Feinde des Räuberdictats der Clemenceau und Lloyd George, und als Adolf Hitler noch biederer Sozialdemokrat war, haben wir schon den „Friedensvertrag bekämpft. So sehr wir jede echte Kampfbewegung gegen die von aus- und inländischen Kapitalisten dem werktätigen deutschen Volk aufgezwungenen Fesseln begrüßen und unterstützen – was da in der deutschen Luftfahrt geschieht und von der „Weltbühne“ beschrieben wurde, hat mit Kampf gegen Versailles nicht das geringste zu tun; es sind die Machenschaften eines reaktionären Klüngels, der mit den französischen Imperialisten längst seinen Frieden gemacht und mit ihnen einen gemeinsamen Feind hat: die Revolution.

Fast alles, was die „Weltbühne“ zu diesem Thema schrieb, und noch viel mehr, ist Gegenstand öffentlicher Reichstagsverhandlungen gewesen. Tausende Zeitungen des In- und Auslandes haben davon Notiz genommen. Von Landesverrat selbst im bürgerlich-juristischen Sinne kann also gar keine Rede sein. Trotzdem dieser Prozeß! Trotzdem dieses Urteil! Dafür gibt es nur eine Erklärung: Die Klassenrichter von Leipzig wollen die Reaktion schützen und unbequeme politische Kritiker treffen.

Darum kämpfen wir gegen dies Urteil. Ossietzky ist nicht unser Mann. Ganz im Gegenteil. Er kann das zweifelhafte Verdienst für sich in Anspruch nehmen, durch seine Artikel zahlreiche radikalisierte Intellektuelle vom letzten Schritt zum Kommunismus abgedrängt zu haben und heute noch abzudrängen, Aber er hat nach dem Blutmai 1929 seine Zeitschrift und sich selbst der Kampfbewegung gegen das Zörgiebel-System zur Verfügung gestellt, und als nach der Erschießung der zwei Polizeioffiziere am Bülowplatz im August dieses Jahres eine Flut von Schmutz und Verleumdung gegen die Kommunistische Partei anbrandete, da war Ossietzky es, der, allerdings reserviert und mit manchem Wenn und Aber, Front gegen die Pogromhetze machte. Das und vieles andere hat die Reaktion, auch die der Justiz, ihm nicht vergessen.

Wir werden, ohne unsere schweren Differenzen mit Ossietzky im geringsten zu vertuschen, nicht die anarchistische Verrücktheit des „ni l'un ni l'autre“ (weder den einen noch den anderen, in diesem Falle also weder den rechtsbürgerlichen faschistischen Klassenrichter noch den linksbürgerlichen Ossietzky) mitmachen und uns etwa als desinteressiert erklären, weil die Verurteilten uns fernstehen. Als revolutionäre Marxisten nehmen wir für uns die Ehre in Anspruch, als Vorderste in der Front gegen die Justizbarbarei zu stehen.

Nur uns steht das moralische Recht des Protestes auch im Falle Ossietzky-Kreiser zu, und nicht jener liberalen Presse, die jetzt plötzlich aufschreit, während sie die allwöchentlichen Verurteilungen von Redakteuren der kommunistischen Parteipresse ganz oder fast kritiklos notiert oder auch, wie z. B. im Fall des „Ruhr-Echo“-Redakteurs Feller, einfach verschweigt. Dabei handelt es sich ja allemal um so exorbitant hohe Strafen, daß sie, etwa im kaiserlichen Deutschland gegen Sozialdemokraten verhängt, einen Protestorkan ausgelöst haben würden.

Man kann die Heuchelei jener schwarzrotgoldenen Patentrepublikaner nicht scharf genug brandmarken, deren Gewissen ihnen zu schweigen erlaubt, wenn 6000 Arbeiter und Schriftsteller der revolutionären Front eingekerkert werden, und die jetzt plötzlich entdecken, daß ihr Herz gegen die Klassenjustiz schlägt, natürlich nur im Fall „Weltbühne“. Nein, gegen die Justiz der Reaktion zu protestieren ist nur der befugt, der seinen Protest gegen das Urteil an Ossietzky und Kreiser einordnet in den Rahmen der großen Befreiungsaktion für die Legion der proletarisch-politischen Gefangenen.

Monat des proletarischen Buches: Jeder arbeite mit!

[22:]

APPELL DER KATHOLIKEN

C. A.

Wir bekamen diesen Aufsatz von einem jungen katholischen Funktionär, der die Tagung der Katholiken in Nürnberg noch als Gläubiger mitmachte, den aber die Reden und Beratungen auf dem Katholikentag und besonders das, was nach dem Katholikentag folgte, Steigerung der Arbeitslosigkeit, Verschärfung

der kapitalistischen Krise, Verstärkung der Hetze gegen die USSR., in die Reihen der revolutionären Arbeiterschaft führte, mit der er jetzt gegen die katholische Kirche kämpft.

Die Tagung des Katholikentags vor einigen Wochen, bedeutsam als Auftakt zu einer generellen Aenderung der katholischen Politik, war eine Tagung der Aufgeschreckten. Wohl hielt man mit geübter Technik das pompöse Zeremoniell aufrecht. Durch die Riesenhalle des Nürnberger Luitpoldhains zogen die Bischöfe durch die Tausende hinauf zum Podium, von dem sie 2000 Sänger, zum Himmel schmetternde Posaunen und die mächtigen Zeichen der päpstlichen Würde, Petri Schlüssel und die dreifache Mitrakrone, theatralisch grüßten. Jeden Morgen las ein Träger des Krummstabs in den Kirchen ein Pontifikalamt, die besten Organisten Nordbayerns saßen an den Orgeln, Bachs Chöre und die Oratorien von Liszt tönnten durch die Gewölbe der Kulträume, alle Bildnisse der großen Schnitzer des Mittelalters standen im üppigen Licht der Kerzen, die Kunst im Dienst des Bluffs leuchtete über die Reihen der Gläubigen, die theatralische Feierlichkeit wußte, wie sie das nüchterne Denken beschwichtigen kann. Am letzten Tag füllten Zehntausende die Kampfbahn des Stadions draußen am Dutzendteich; Vereine mit Fahnen, Jugend unter ihren Wimpeln, die ganze Geistlichkeit des Bistums, Hunderte von Nonnen, Abgeordnete, die fränkischen Bauern und die katholischen Beamten Nürnbergs; man hatte Mädchen in ihren Trachten geschickt, zierliche goldene Krönchen schwankten auf den Frisuren von hochgewachsenen Jungfrauen, Standarten bemühten sich um den Ruhm der offiziellen Heiligen, Mönche gingen durch die Reihen, ihre Kutten predigten aufdringlich die Armut als eine zeitlose, erstrebenswerte Tugend, über die Kampfbahn schallten aus erstklassigen Lautsprechern die drittklassigen Festreden. Es war ein großes Fest des Katholizismus, der auflebte, der unvergänglich sein wollte und in der Demut seiner Massen und der Zeremoniensicherheit seiner kostümierten Würdenträger auch gut fundiert schien.

Aber es war nur ein Schein. Die Sitzungen der Gruppen, ängstlich behütet von Wächtern und „streng vertraulich“, bewiesen, daß die Führung „Bescheid weiß“.

Man beriet in fünf Gruppen. In der ersten, die Ehefragen zu besprechen sich vornahm, hatte man zum erstenmal (!) Frauen und Männer zusammengesetzt, die Problematik, um die es hier ging, erschien den Beteiligten so ausschließlich eine Frage der Scham, daß der Gruppenführer es „ein großes Wagnis“ nannte, daß beide Geschlechter vereint verhandeln. (!?) Die Prüderie des Vorgangs hatte für den, der um die entsetzlich drängende Frauennot weiß, etwas ungemein Albernes und Verdrängtes, besonders als dann die Leitung der Geheimgruppe sich noch entschloß, eine namentliche Vorstellung der Mitarbeiter zu vollziehen. (Das Ausschalten von Interessenten der „Gegenseite ist, wie man sieht, trotzdem nicht gelungen.) Die Resultate der Gruppe sind denn auch so abwegig wie die Arbeitsmethode geworden. Man unterstrich, daß man „großzügiger sei als jede moderne Ehereformtheorie“, aber man lehnte strikt eine Diskussion über die Geburtenregelung ab. Einigen der Aerzte merkte man an, daß sie Mühe hatten, gegen einige der schrecklichsten Er-[23:]innerungen ihrer Praxis anzugehen, als sie die Doktrin der Kirche auch vom ärztlichen Standpunkt verteidigten. Andere waren nichts als Mucker. Die Geistlichkeit war durchschnittlich (wer hätte daran gezweifelt!) diktatorisch in ihren Aeüßerungen, wie nur „Unbelastete“ sein können (Schwerbelastete). Allen aber half die Bulle des Papstes über das Schlimmste hinweg. Die Gruppe I lieferte kein einziges Argument, das die bedrängte Frauenwelt bereichern, das ihr helfen oder sie gar befreien könnte. Wenn es irgendwo behauptet wird, so sei sofort an dieser Stelle gesagt, daß die Praxis ungefähr so aussieht:

Eine junge Nürnberger Arbeiterin entdeckt, daß ihr Mann ein Syphilitiker ist. Die Kirche verbietet die Scheidung. Ein Sozialbeamter interveniert bei einem Prälaten. Dieser findet, daß die Frau von ihren natürlichen Qualen am besten durch die Askese eines Klosters zu erlösen sei. Der Sozialbeamte deutet an, daß die Frau den Ausweg eines Liebhabers suchen würde. Der Prälat versichert, daß man für solche Sünden ja die Beichte habe. Der Sozialbeamte versucht den Mann auf diese Zwischenlösung festzulegen, erhält aber den strengen Bescheid, daß die Kirche niemals zu einer Sünde raten könne, (Die Kirche wird also von Monat zu Monat im Beichtstuhl die Frau wieder aus dem mühsam gefundenen Gleichgewicht bringen.)

Ein zweiter Fall, der jetzt schon in die Hunderte geht: im Ruhrgebiet hat die revolutionäre Arbeiterbewegung großen Anhang unter den katholischen Arbeitern gefunden, viele sind Funktionäre der

KPD, geworden, die Frauen sind noch nicht dabei. Der Beichtstuhlbeamte hat nun seit Monaten keine größere Sorge, als die Frauen aufzuhetzen; er befiehlt die Verweigerung des ehelichen Verkehrs. In vielen der Fälle sind die Ehen (es war ein Mangel daran!) zu zerrütteten Ehen geworden. Dies ist die Praxis, die dem Katholikentag und seiner Gruppe I entspricht.

Die Tagung berief sich immer wieder, wie ein Verbrecher sich auf den großen Unbekannten herausredet, auf den Papst und seine drei reaktionären Bullen. Es wurde in allen Diskussionen klar: man wollte nicht eine müde Zeit antreiben, man rief nicht zu einem neuen Leben, man wehrte sich gegen seinen Tod, man war getrieben worden, nachträglich kam man und suchte Auswege.

Diese Leute wußten, daß sie keine Lösung für die Erwerbslosennot finden konnten, aber sie setzten sich doch zusammen in einer Gruppe II und berieten auch darüber. Man sprach offen, daß man nicht wisse, was dieser Winter alles bringen würde. Man vermied, die Befürchtung einer Revolution mit Namen zu benennen, aber man meinte sie. In den großen Versammlungen hielt man phrasenhafte Predigten von der Caritas, ging dabei immer wieder in phantastischer Heuchelei um die Realitäten des Jahres 1931 herum und sprach von der Legende der Thüringer Landgräfin Elisabeth aus dem zwölften Jahrhundert. Historie als Tarnung! Aber wir haben daneben gehört, daß man sich ermahnte, alle Gelder der Caritas in erster Linie agitativ, d. h. nur an zuverlässige Erwerbslose, zu verteilen. (Was in diesem Fall zuverlässig heißt, braucht im Land, wo man schon an den Arbeitsämtern nach „Zuverlässigkeit“ Stellen vergibt, nicht genauer erklärt zu werden.)

Wer den Katholizismus und die gesamte bürgerliche Wohltätigkeit kennt, hat nie daran gezweifelt, aber ich erinnerte mich doch bei dieser Tagung an den inzwischen verstorbenen Dr. Sonnenschein, der auf einer anderen Katholikentagung einmal den idealistischen Gedanken sich leistete: Die Caritas müsse als eine interkonfessionelle Angelegenheit betrieben werden, der Grundgedanke der Brotbeschaffung müsse immer sein: niemand darf essen, solange auch nur ein Mensch neben ihm hungert. Es ging damals ein Sturm gegen den Mann los, von dem nur die Eingeweihten wissen, der aber bestätigt, was auch dieser Katholikentag und die Praxis des beginnenden Winters zeigte, daß nämlich die repräsentativen Mächte dieser Kirche niemals die Caritas um ihrer selbst willen wollen, daß diese [24:] Caritas zwar spiritueller gehandhabt und verkleidet wird als die weltliche Fürsorge, aber genau so zweckbestimmt und nur machtpolitisch gedacht ist wie diese.

Die Tagung in Nürnberg hat strenge Scheidungen gemacht. Die Gruppe II hat sich von Universitätsprofessoren berichten lassen, wie die wissenschaftliche Auslegung der Fürsorge ist. (Man erzähle das den Erwerbslosen!) Die Professoren sprachen, dann beruhigte man sich wieder, sammelte unter den zehntausend Besuchern des Stadions am Sonntag für eine agitatorische Speisung von zweitausend Armen der Stadt „im Geist der heiligen Elisabeth“ und ging in sein Sprengel und den beginnenden Winter zurück. Die Gruppe II hat den sittlichen Eifer gezeigt, der die Bestätigung der bereits vorliegenden Moral wünscht, und dadurch steht jedes Gespräch von Erwerbslosen vor den Arbeitsämtern objektiv auf einer höheren moralischen Stufe als diese ganze illustre Versammlung. Die Gruppe II war ohne ein Damaskus, es war ein Tempelgang von lauter Zöllnern, bewußten und unbewußten.

Das wichtige Schlußwort hat unter dem Beifall sämtlicher Vertreter der Tagung der zentnerschwere Prälat Kreutz gesagt, als er von der „Rentenhysterie“ des deutschen Volkes sprach. Der Mut, dieses Wort am Beginn dieses Winters zu sagen, wird nur noch übertroffen von dem Wort des Abgeordneten Joos, der der Meinung war, „das Kreuz dürfe nicht aus der Welt verschwinden, das Kreuz müsse bleiben im Leben des Einzelnen und im Leben der Völker“.

Die Frechheit dieses Wortes verblüffte selbst einige der jüngeren Funktionäre aus der Arbeiterbewegung.

Es blieb ebenso unklar, was Joos und Kreutz mit der „Glücksbesessenheit“ des deutschen Arbeiters meinten. Wir wissen nur, daß ein erwerbsloser Jungarbeiter zur Zeit wöchentlich 3,45 Mark sich abholen kann, daß ein erwerbsloser Familienvater mit vier Kindern von 9,60 Mark sein und der Seinen Leben bestreiten soll. Wir wissen weiterhin, daß man mit diesem Wort vom „unentbehrlichen Kreuz“ jeden gemeinen Eroberungskrieg, jeden niederträchtigen Lohnraub, jeden Grubenmord, jedes

Schinden von Arbeiterfrauen und Kindern, jede Folter in unseren Gefängnissen in gottgewolltes Schicksal umdeuten kann.

Man muß es brandmarken, daß diese Tagung, die sich so geheim benahm in einer Zeit, wo das deutsche Land wie eine einzige Riesenwunde vor uns liegt, daß diese Tagung von wohlbestallten Männern und reichen Würdenträgern in ihren intimen Gruppen ohne jede Idee war und in ihren öffentlichen Reden von einer provozierenden Taktlosigkeit.

Man muß befürchten, daß die katholische Aktion (die Trierer Geheimkonferenz zur Bewaffnung der Katholiken hat es bewiesen) künftig noch dichter ihre Maschen knüpft, daß viele auch aus den intellektuellen Schichten der alten Institution und ihrer Symbolik sich zuwenden, daß viel brauchbare Jugend ihrer Rattenfängerflöte folgt, daß eine Menge von Arbeitern von der Raffinesse dieser Lügenbolde irregeleitet bleiben. Der Katholikentag 1931 hat gezeigt, daß all diese Suchenden nichts an Ideen dort zu erwarten haben, außer jener reaktionären von der „unvermeidlichen Schwäche des Menschen“, eine Idee, die gütig scheint, aber aus der Verachtung kommt, und die niemals dieses Jahrhundert auch nur einen Zentimeter vorwärts bringen wird.

Die Kirche ist nicht gewillt, in irgendeiner der öffentlichen Angelegenheiten die Initiative zu ergreifen. Sie nimmt immer erst nachträglich Stellung. Sie ist keine ethische Macht mehr. Ohne die Millionen der Hungernden vor den Toren dieses Winters hätte diese Tagung nicht den Zusammenschluß der Caritasverbände propagiert. Ohne die Kirchenaustrittsbewegung von Tausenden von Enttäuschten wäre sie nie zur Ueberlegung gekommen, daß man außer der Hetze auch etwas anders den Argumenten der Gottlosen entgegensetzen müsse. Ohne die ständig größer werdende Arbeit der marxistischen Arbeiterkurse und Hochschule hätte sie sich nicht ent-[25:]schlossen, dem diesjährigen Katholikentag jene Gruppe III anzugliedern, wo sich Verleger, Dozenten, Pfarrer, Jugendpfleger, Frauenfürsorgefrauen und Redakteure über „**Erwachsenenbildung**“, wie ihre zögernde Arbeit dann getauft wurde, zu unterhalten.

Die Arbeit dieser dritten Gruppe (der letzten, über die zu sprechen noch lohnt) war besonders bezeichnend, sie war lange nicht so besucht wie die rein politischen Gruppen, doch saßen mehrere junge Leute dort, die morgen auf dem revolutionären Frontflügel stehen können, wenn der durchschlagende Gedanke, wie sinnlos ihre Arbeit dort ist, sie treffen wird. Denn es ist alles widerwillig, was die Kirche auch in dieser Richtung etwa tun will. Bis zu dieser Stunde lehnt sie eine Zusammenarbeit mit den Volkshochschulen ab (und was sind die Volkshochschulen für die Befreiung des Volks!?!). Sollte aber ein Katholik, so gab man in Nürnberg nach, lokal mit solchen Instituten in Verbindung gekommen sein, so müsse man ihn wie einen Missionar im fremden Land unterstützen.

Dem Bericht eines klugen Württembergers, der sich gerade in Thüringen einem Verhör von politischer radikaler Jugend ausgesetzt hatte über katholische Fragen, wird mit jener unechten Freundlichkeit akklamiert, mit der man etwa in Adelskreisen die Erzählung von dem guten Verlauf einer Mealliance anhört.

Als dann ein Verlagsdirektor von Kösel & Pustet auf die gefährliche Schmutzkonkurrenz der Traktätchen druckenden und verkaufenden Ordensbrüder zu sprechen kommt, zeigt sich, daß man sogar bei solchen Fakten nicht geneigt ist, anders als lavierend vorzugehen. Man gab zu, daß diese Ordensleute sich schon wieder sehr mit kaufmännischen Unternehmungen übernehmen; man hielt es aber für unmöglich, gegen irgendein Unternehmertum vorzugehen, auch wenn es die Kutte der Ärmut trägt. Die Ethik wurde verwaschen durch politische Ueberlegungen.

Ein junger Dr. phil. spricht vom Tod der Pfarre. Sie sei nicht mehr Zentrum der Stadtbevölkerung. Die Diskussion geht schweigend über seine wichtigen Ausführungen hinweg. Eine Frau moniert die Haltung der Geistlichen zu den Frauenfragen; sie verlangt mit äußerst sympathischem Vortrag die Aenderung der Grundeinstellung der Geistlichen zur Frau. Die Ideologie von der Mütterlichkeit dürfe nicht so banal physiologisch bleiben, der Priester mache es sich bequem, betrachte die Frau auch in der Seelsorge zu kindlich (zögernd sagt sie: zu inferior). Man schüttelt zustimmend die Köpfe, aber plötzlich fallen Worte, aus denen man merkt, daß es dieser Frau und ihren Berufskolleginnen nichts

nützt, wenn man ihnen hier zustimmt, die Gegner ihrer sozialen Arbeit und ihrer Nuanciertheit sitzen nicht in dieser Gruppe, sie sind zu Hause geblieben: „die repräsentativen Mächte“, wie das schamhafte Wort der Jüngerer immer wieder heißt. Und das ist das zweite und wichtigste Faktum dieser Tagung und ihrer Hintergründe: Die Gruppenarbeit ist nur ein Theater vor den Kulissen, die das wahre Spiel verdecken. Im Hintergrund spielen andere.

Die Bischöfe waren auf ganz andere Weise beschäftigt. Wem es gelang, Nachricht auch aus ihrem Geheimplatz zu erhalten, der durfte staunen über den Unterschied: bei den Gruppen soziale Tendenz, bei den Bischöfen reaktionäre Politik; bei den Gruppen prüft man die Lage, bei den Bischöfen dekretiert man und packt zu; dort tastet man, ist aufgeschreckt, hier ist man unerschütterlich, brutal, autoritativ. – Aber ich will einige der Themen nennen, über die man sich bei den hohen Herren unterhielt: Ist der Bischof von Mainz richtig verfahren, als er die Nazipartei so streng ablehnte? Ist nicht über den Weg nachzudenken, wie man den Anschluß an diese Bewegung findet, die sonst gefährlich wird? Wo steht Faulhaber? (Der

Jeder Leser der „Linkskurve“ agitiert für die Roten Eine-Mark-Romane!

[26:] Münchener Erzbischof blieb aus politischen Gründen der Tagung fern.) Soll man in Bayern zu einer schwarz-roten Koalition kommen, oder ist die Zeit dazu schon vorüber?

Man sprach außerdem über die Schwierigkeit, die Priesterseminare finanziell am Leben zu halten, man tauschte Zahlen aus über den Rückgang der Steuern und über die Kirchenaustritte, man besprach Taktiken des Eintreibens von Bezügen, „Lesarten“ der Konkordate; es wurden Maßregelungen von Priestern und Funktionären beschlossen, die sich zu weit ins revolutionäre Gebiet vorgewagt hatten. Psychologische Erfahrungen wurden diskutiert, Erfolge von Missionen verglichen; man analysierte die Tagespolitiker, ihre „Verlässlichkeit“, und streifte das Gebiet der Kongregationen und die „sehr aktiven“ Konkurrenzunternehmen, die Klöster.

Die mittelalterlich unzeitgemäßen Bullen des Papstes waren die Grundlage von intimen Auslegungen, die alle den gleichen Tenor hatten; man war sich einig, daß alle Seelsorge von diesen (das werktätige Volk beleidigenden) Bullen aus angesehen werden müsse. Im Kampf gegen den Radikalismus aber sei der Ton weniger auf den Faschismus, sondern mit vollem Gewicht auf den Bolschewismus zu legen. (!!)

Man sprach das Deutsch der Spitzfindigen, die sich oft nur zuzulächeln brauchen, um sich zu verstehen. Denn sie waren sich einig in dem Willen, jedes politische System anzuerkennen, das ihnen den eigenen Bestand zusicherte.

Man beschloß, alle Vereine und Organisationen gründlich mit Propagandamaterial gegen die bolschewistische Gefahr einzudecken. Man besprach mit dem Stab der katholischen Aktion die Spitzelarbeit, die Anzeigen der Gottlosenliteratur, das Zusammenarbeiten mit den Staatsanwaltschaften, das Drängen auf schädigende Zeitungsverbote – über allem aber stand die Frage des Nationalsozialismus zur lebhaften Diskussion.

Die Wochen, die seit dem Katholikentag vergangen sind, haben bewiesen, daß die Themen dieser Aufgeschreckten richtig gewählt waren. Schon stand der Zusammenschluß des Zentrums und der Hitlerpartei zur Diskussion in aller Öffentlichkeit. Eine kurze Zeit ist die Entscheidung noch verschoben. Man hat sich an einer Stelle verrechnet, glaubte als Grundstock für die faschistischen Gewerkschaften die christlichen Gewerkschaften anbieten zu können, aber die Rechtskatholiken waren nicht sehr gut belehrt. Man hat ihnen sagen müssen, daß der katholische Arbeiter doch etwas zu klar schon seine Klassenlage erkennt, daß man mit ihm nicht im gewünschten Maße rechnen kann, Man hat erzählen müssen, wie stark die kommunistischen Diskussionsabende über Frauenfragen und bewußten Mutterschutz gerade von katholischen Arbeiterinnen besucht werden. Man hat zugeben müssen, daß der katholische Arbeiter nicht mehr glaubt, was der Pfarrer und sein Gemeindelügenblatt als Wahrheit über Sowjetrußland verbreitet zu Gottes Ehre.

Man hat verschoben. Die nächsten Wochen werden zeigen, welchen Weg man gehen will. Daß man gegen das Interesse der Arbeiter das Glaubens- und Finanzsystem verteidigen wird, steht heute fest, wo wir noch keine Details sagen können. Denn inzwischen setzt schon jener beschlossene Kampf gegen die freiheitlichen Schriftsteller ein, von Haus zu Haus werden die infamsten Verleumdungen über die KPD. und den ersten Arbeiterstaat der Welt, die USSR., weiter eingeschmuggelt, es scheint, daß auch die Staatsanwälte den Katholikentag heimlich besucht haben: es hagelt Gotteslästerungsprozesse, Agitpropführer sitzen im Kerker, die Bischöfe im Hintergrund lachen in die Fäuste.

Das Neue Wiener Journal verbreitet Ende Oktober die sensationelle Meldung: Der Papst habe geweint. Lange habe er beim Hochamt in der Peterskirche gekniet, dann sei er aufgestanden und da! – die ganz nahestehenden Damen des römischen Hochadels und die alten Herren des Kardinalskonsistoriums konnten mit Erstaunen und Rührung feststellen: es waren Tränen in den Augen des Papstes.

[27:] Wir haben etwas nachzuholen; was auch geschieht in den nächsten Wochen, wie heftig auch der Kampf gegen uns gekämpft werden wird, und selbst dann, wenn die natürliche Entwicklung die katholischen und die faschistischen Generale zusammenführt zum Bund der Finsternis, wir müssen arbeiten, damit der Tag kommt, an dem die letzte der bürgerlichen Zeitungen jene Nachricht aus Rom ergänzt mit der fetten Schlagzeile: **Die deutschen Bischöfe weinen nun auch.**

Das muß unsere Antwort auf diesen Katholikentag und seine ideenlose, gefährliche Dunkelmännerei sein!

*

NEUE BÜCHER

ROMANE DES SOZIALISTISCHEN AUFBAUS.

In keinem Land der Welt ist der Schriftsteller in seiner Vielheit so unmittelbar mit den Massen verbunden wie in der USSR. In keinem Land der Welt steht er auch so mitten in dem Erleben seiner Generation und hält mit ihr Schritt. In keinem Land der Welt ist er auch so tief mit allem verwurzelt, ist nichts weiter wie ein Teil des allgemeinen Geschehens, in ihm Untergegangenen, und in keinem Land der Welt ist er auch so stark ihr Sprachrohr wie in der USSR. Wir spüren das nicht nur in den Aufrufen, in den Manifestationen, in den Bekenntnissen der sowjetrussischen Schriftsteller, in ihrem Mitmarschieren, in ihrem Eingliedern in die Massen, wir spüren das vor allen Dingen in allem, was an Romanen, Gedichten und Skizzen von ihnen publiziert wird. In keinem Land der Welt werden deswegen auch so wenig utopische Romane geschrieben wie in der USSR. In keinem Land der Welt greifen die Schriftsteller deswegen so wenig in die Jahrhunderte zurück, wenn sie schreiben, wie in der USSR. Die neue russische Literatur ist eine Literatur der Tageskämpfe, des Aufbaues, der Roten Armee, der Revolutionierung der Massen, des kulturellen Aufschwunges, des neuen Lebens auf dem Land, in den Fabrikbezirken der Städte, in den Kolchosen, von den nördlichsten Grenzen Sibiriens bis hinunter in die südlichsten Spitzen der Mongolei. Ja, die russischen Schriftsteller sind selber Städtebauer, Pioniere, Kolonisten, und ihre Romane versuchen zuweilen schon über die vordersten Linien des wirtschaftlichen und kulturellen Aufstiegs der russischen Arbeiter und Bauernmassen hinauszustoßen.

* * *

Wir bekommen leider nicht immer die besten von diesen Romanen. Pilniak: „Die Wolga fällt ins Kaspische Meer“, ist sogar ein recht mißglückter Versuch, mit den Massen Schritt zu halten. Da springt zwar einer schon weit über die letzten Pfähle des allgemeinen Aufbaus hinaus, aber was er innerhalb dieses Sprunges zeigt: Die Figuren auf seinem etwas spielerisch aufgestellten Schachbrett, sind alles andere, nur keine Sowjetfiguren. Der Professor Poletika ist noch die sympathischste Figur. Aber schon die Tochter, die Jungpionierin, die in der großen Flußsperre alte Steingötzen sucht, ist eine sonderbare Jungpionierin. Und was dann alles abrollt, das Leben um den Bau des Monolith, das kaum vorstellbare Durcheinanderquirlen von Menschen und Gesprächen, von Schädlingen, verkommenen roten Soldaten, Ingenieuren, die sich verzweifelt um das eigene Ich drehen, eine Frauenrevolte, Möbelaufkäufer, das ist alles so leer, auch so ungekonnt hingeschrieben, daß man nur den einen

Wunsch hat, daß sich irgendwo im Zentrum der Talsperre die Erde auftut und diesen unwirklichen Wirbel von Menschen verschlingt. Da wollte also einer Schritt halten mit den Massen, wollte ihnen sogar vorauslaufen, und es ist mißglückt. Da begab sich einer mitten in die Front der Stoßbrigaden, und er sieht nichts weiter wie Mystik, Untergang, menschliche Tragödien. Da will einer ein Zeit- und ein Klassengenosse sein, und als er mit der Klasse zusammen-[28:]stößt, merkt man, daß er noch bis an den Hals in der Ungereimtheit und der Problematik seiner Klasse steckt. Natürlich sieht er auch das andere: den Aufbau, den Massenwillen, den Vorstoß einer ganzen Klasse, aber er sieht es nicht, weil er es sehen will, er muß es hinmalen, weil es tausendfach um ihn wuchert, weil es das andere schon beinahe zudeckt, weil es millionenfach lebt, die Jugend, die prächtigen Gesichter der Stoßbrigadiers, die Arbeitsbataillone der Frauen. Er hat es auch nicht aufgezeichnet, weil er es aufzeichnen wollte, es war einfach da, es ließ sich nicht zudecken. Ja, es war so stark, daß es auch durch den Wust von Widerwärtigkeiten, von Mystik, von allem, was der Autor mit viel Mühe und Ausdauer darübergedeckt hatte, einen Widerschein gab.

* * *

Weit besser ist ein zweiter Roman: Leonid Leonow: „Aufbau“. Die drei, die sich da einen Weg durch den Wald bahnen, diese Erbauer menschlichen Wohles, sind handfester wie die Gestalten von Pilniak. Mitten in diesem Wald in der Nähe eines alten Klosters soll eine große Papierfabrik errichtet werden. Es ist schwer, es ist ein Kampf gegen Mönche, Bauern, gegen das Wasser, gegen den Wald, aber es geht vorwärts: sie wird, die Fabrik. Tausende kommen an, um zu helfen. Maurer, Zimmerleute. Sie überschwemmen das Land, wie es einmal das Wasser überschwemmt hat: mit ihrer Schwere, mit ihrem Arbeitswillen, mit ihrer Handfertigkeit. Alles wächst unter ihren Händen, die Wohnstätten, die Fabrik, Maschinsäle. Schon kommt das erste Holz. Da gibt es neue Schwierigkeiten. Mittel werden nicht bewilligt. Es gibt Kämpfe in den bezirklichen Sowjets, in Moskau. Es gibt wichtigere Fabriken wie die Holzfabrik, die der Genosse Uwadjew mit Hirn und Fäusten verteidigt. Aber er siegt. Neue Menschen rollen an, neue Maschinen. Die ersten Turbinen drehen sich. In den Kesseln saust Dampf. Da türmen sich neue Schwierigkeiten auf. Diesmal ist es der Fluß, die Flüsse. Das Wasser schwillt, das angeschwemmte Holz wird zum Rammblock. Seile zerspringen wie Glas. Dämme zerlaufen, als wären sie nichts weiter wie Sand. Alles ist in Gefahr. Die Fabrik, die Menschen ... endlich ... das Wasser kann abgeleitet werden ... das Holz staut man an der nächsten Biegung zum zweiten Male ... die Fabrik ist gerettet. Der dritte Sturm: Die Mönche, die Großbauern, ein paar Kleinbauern, die sich den anderen angeschlossen haben. Es sind harte Kämpfe, blutige Kämpfe. Es gibt Tote dabei ... aber auch der dritte Sturm wird abgewehrt. Die Pumpen arbeiten, die Sägen kreischen, eine Bahn trudelt langsam durch die Wälder, auf ihren langen Loren Papiermasse, Zellulose: die Erbauer menschlichen Wohles haben gewonnen. Es ist manchmal noch etwas viel Schwere zwischen den Zeilen. Zuviel dumpfe Untermalung. Man muß sich durch manche Kapitel quälen. Aber da ist immer wieder ein Ton, der aufhorchen läßt, irgendeine Bewegung, ein Gespräch, die erfreuen, sie sind auch lebendiger, die Menschen bei Leonow ... wirklicher ... sie leben und mit ihnen lebt das, was sie tun.

* * *

Noch einen Schritt weiter und wohl das beste, was bisher von den sowjetrussischen Aufbauromanen übersetzt wurde, ist Anna Karawajewa: „Die Fabrik im Walde“. Es fängt auch in einer für unsere europäischen Begriffe beinahe unwirklichen Gegend an. Aber alles, was uns entgegenkommt, ist vom ersten Augenblick an hart, klar, faßbar. Die Menschen sind auch Bauern, Ingenieure, Arbeiter wie bei Leonow und bei Pilniak, aber sie haben keinen mystischen Unterbau, keine hineinkomplizierte Problematik, sie sind so, daß man sie anfassen kann und daß wir auch jeden Weg mit ihnen gehen können. Jeder dieser Wege, überhaupt alles, was in diesem Buche gesagt und getan wird, konzentriert sich um ein zerfallenes Sägewerk. Es soll wieder aufgebaut werden, und nun kommen sie, um den Aufbau zu beginnen. Alles stößt zuerst gegeneinander. Kleine Bauern, feindlich, tückisch, in sich verkrochen, Handwerker, große Kerle, aber auch mit ihren Verschiedenheiten, Frauen, von denen einige wie ein anfeuernder Wind durch das ganze Buch gehen. Ansiedler, Ortsfremde. [29:] Man prügelt sich, man schlägt sich Gemeinheiten um den Kopf, man spitzelt, man sabotiert, man versucht den Aufbau aufzuhalten. Ja, es geschieht alles, was immer dann geschieht, wenn die Fabrik in eine

bäuerliche Einsamkeit einbricht. Aber langsam wächst dann doch alles zusammen. Der bäuerliche Instinkt wittert, daß der feuerspeiende Teufel der in ihre Einsamkeit eingebrochen ist, doch keine Gefahr für ihr Seelenheil ist. Er bringt ihnen Arbeit, besseres Brot, mehr Verdienst, elektrisches Licht, Traktoren. Der Handwerker spürt genau so, daß diese Bauern, mit denen sie sich zuerst geprügelt haben, doch Fleisch von ihrem Fleisch sind, Herz von ihrem Herz, und daß man sie nur auftauen muß, denn sie waren und sind zum Teil eingefroren in einen Haß gegen alles, was aus den Städten kommt. Ja, man muß tüchtig hineinleuchten in diese zottigen Kerle. Man muß sie von innen und außen beleuchten. Auch ihre Häuser, ihre Wohnhöhlen, ihre Mooshütten. Und die Fabrik steht schon nicht mehr als Hemmschuh zwischen ihnen, sie fördert das Gemeinsame, hilft, und aus den beiden Menschengruppen wird langsam, schrittweise, jeder Schritt noch immer ein harter Kampf, eine Art Fabrik- und Dorfkommune. Das Wunder des Sozialismus, des sozialistischen Aufbaus, hat auch hier Wunder gewirkt. Stadt und Land, Arbeiter und Bauern, kommen zusammen. Das ist alles außerdem gut geschrieben, ohne falsches Pathos, ohne schlechte Untermalung. Es wirkt deshalb nicht nur durch seine propagandistischen Werte, es wirkt vor allem auch als Kunstwerk.

* * *

Drei Romane aus einer Flut von Hunderten. Drei Romane aus einer Etappe des Aufbaues. Sie liegt allerdings schon einige Jahre hinter den wirklichen Ereignissen zurück. An Stelle des etwas unsystematischen Vorstoßens ist der Fünfjahrplan getreten. Schon sind diese kleinen Inselchen und Inseln des Aufbaus in einem Meer des Aufbaus untergegangen, in einer Flut von Fabrikgiganten, Schon ist die Verschmelzung von Fabrik und Dorf, von Stadt und Land schon viel weiter fortgeschritten. Schon hat sich auch die Flut solcher Aufbauromane wieder um neue Hundert vermehrt. Schon stehen die Schriftsteller auch nicht mehr an diesen Außenposten, sie stehen überall. Sie schreiben den Roman des Dongebietes, den Roman Naphtha, den Roman Magnitostroj, den Roman Dnjeprostroj, den Roman Stalingrad, den Roman Putilow. Zu den tausend Sowjetschriftstellern sind außerdem zehntausend Stoßbrigadiers der Feder gekommen. Stoßbrigadiers der Feder, die diesen Aufbau nicht nur von außen, die ihn noch viel mehr von innen, vom Arbeiter, vom Bauer her beschreiben. Die ihn nicht nur vom Sehen kennen, die selber am Amboß, an der Drehbank, am Traktor, an den Feldschmieden, in den Kesselhäusern stehen. Die in Tausenden von Erzählungen und Romanen diesen Aufbau noch deutlicher zeigen. Wir kennen noch wenig davon, aber es ist wohl nicht daran zu zweifeln, daß gerade durch die Stoßbrigaden der Feder der sowjetrussische Schriftsteller noch stärker zu einem Sprachrohr der Massen geworden ist, noch unmittelbarer in den Strömungen und den Wellen der Zeit steht, nicht nur als Membrane, nicht nur als Sammler von Stimmungen, als Maler von Zeitbildern, auch als Mädchen in der gewaltigen Vorwärtsbewegung der sowjetrussischen Massen. K. K.

*

DER ERSTE PROLETARISCHE INFLATIONSROMAN.

Noch ist Scharrers erster Roman „Vaterlandslose Gesellen“ in lebendiger Erinnerung als der erste Kriegerroman eines revolutionären Arbeiters, als ein Werk voller Eindringlichkeit und packender Wahrheit. Man durfte auf Scharrers weitere Entwicklung gespannt sein, Sein zweites Buch*, das soeben erschienen ist, und das zeitlich dort fortfährt, wo das erste abschloß, beweist, daß Scharrer die an ihn gestellten Erwartungen erfreu-[30:]licherweise nicht enttäuscht hat. In der ihm eigenen Darstellungsweise, die schlicht und gewinnend ist, läßt er die verwickelten Ereignisse der Revolution, Rationalisierung und Inflation vorübergleiten, gleichsam als spräche ein Arbeiter zu den um ihn im Kreis versammelten Kollegen, um kameradschaftlich ihr Gewissen für den Kampf aufzurütteln.

Zwei Arbeiter, zwei Brüder, kommen mit ihren Familien aus der Provinz, wo sie kaum noch existieren konnten, nach Berlin. Der eine, Karl Buchner, kämpft als Spartakist, wird gehetzt und verfolgt, seine Frau ins Gefängnis geworfen, bis beide schließlich im Ausland Schutz finden. Der andere Bruder, der Dreher Albert Buchner, steht nicht in der vordersten Reihe; er ist Sozialdemokrat, er möchte seine Ruhe haben, auch wenn er zuweilen aufbegehrt. Spartakus und die Schwarzweißrotten wirft er

* Der Inflationsroman: „Der große Betrug“. Agis-Verlag, Wien-Berlin.

in einen Topf, sagt aber gleichzeitig zu seinem Genossen, dem typischen sozialdemokratischen Bonzen Kronenberg (M. d. R.): „Du Lump – du bist zu allem fähig, bist das Anspucken nicht wert!“

Dieser Albert Buchner verkörpert die Unentschlossenheit eines großen Teils des Proletariats zu jener Zeit. Manchmal hat Scharrer das fast zu düster gezeichnet. Der Leser, der die revolutionierenden Ereignisse vorüberziehen sieht und miterlebt, wie ein Kollege Buchners nach dem andern in die Kampffront stößt, möchte diesen Albert Buchner beim Wickel nehmen und ihn schütteln: „Mensch, wach auf! Blick um dich!“ Scharrer kennt die Gedankenwelt, die Aengste, Sorgen und Einwände jenes schwankenden Arbeitertyps sehr genau – dieser zögernde, aber zu gewinnende Buchner, den es in solcher Greifbarkeit in der proletarisch-revolutionären Literatur bisher kaum gab, lebt! Er ist lebendiger als viele seiner revolutionären Kollegen, zu deren höherem Standpunkt Buchner sich entwickeln soll – doch Scharrer vereinfacht noch manchmal das Wie und Warum des revolutionären Standpunkts; das Erlebnis ist hier schwächer.

Der Roman spielt in einigen Berliner Betrieben, hauptsächlich im Betrieb Bergmann, Rosenthal. Eine Fülle von Ereignissen und Gestalten. Brausende Betriebsversammlungen. Die Bonzen und SPD.-Funktionäre: Schumann, Kronenberg, Kümmel, der Arbeiterrat Mansfeld. Der „Architekt Rohrberg“, ein niederträchtiger, schleimiger Polizeispitzel und Provokateur. Arbeitslosigkeit. Das Leben in einer Barackenwohnung. Wieder Arbeit. Der Kapp-Putsch. Der USP,-Demagoge Thorm. Buchners Sohn wird von den Kappisten erschossen. Im Betrieb Akkordkürzungen. Sturm der Erwerbslosen aufs Rathaus. Der stinkend gemeine Hausbesitzer Bradtke verkauft sein Haus für zehn Millionen Mark Inflationsgeld. Der Hunger greift um sich. Eine grauenvolle Abtreibungsszene, Streik, Verrat der Gewerkschaften. Rationalisierung, die Arbeit wird abgestoppt. Buchner arbeitet an zwei Karussellbänken, bis er zusammenbricht. Rathenau wird erschossen. Ein verhungender Schriftsteller begeht Selbstmord, seine Frau wird irrsinnig, Menschen, am Verhungern, bekommen fixe Ideen. Der Gastwirt Fricke zündet im Wahnsinn seine Kneipe an. Besatzung im Ruhrgebiet. Polizeiüberfälle auf Hungernde, eine schwangere Frau hat eine Frühgeburt, sie verbrennt das Kind im Ofen. Eine Kriegswitwe mit sieben Kindern dreht den Gashahn auf. Hamsterfahrten. Die AEG.-Arbeiter nehmen Metalle mit nach Hause, weil ihr Lohn entwertet ist. Passive Resistenz in

Das Gedicht Bechers über den Fünfjahresplan gefällt uns nicht nur wegen seiner dichterischen Meisterschaft. Becher hat die Sowjetdichter überflügelt, er hat früher als sie die Dichtung des sozialistischen Aufbaues geschaffen ... Sind sie nicht verpflichtet, von Bechers Gefühl der internationalen Verbundenheit und des einheitlichen Kampfes des Proletariats der ganzen Welt zu lernen?

L. Awerbach im Vorwort zum 1. veröffentlichten Fragment aus Bechers „Großem Plan“, der jetzt bereits in den wichtigsten Sprachen der Sowjetunion herausgebracht wird.

[31:] den Betrieben. Als Buchners Frau stirbt, muß man erst ihr Gebiß verkaufen, um einen Teil der Begräbniskosten zu decken. Schließlich: Der „Silberstreifen“ erscheint am Horizont und beschließt die Inflation, Buchner stempelt, er bekommt keine Arbeit mehr, er ist über vierzig Jahre, Zu alt! Doch das muß jeder selbst lesen, der sich noch einmal jenen gigantischen Betrug der Inflation am Proletariat veranschaulichen will. Wo ist denn in der bürgerlichen Literatur etwas Gleichwertiges über jene Periode zu finden? Nirgends – begreiflicherweise| Aber um der noch größeren Schlagkraft des Scharrens Buches willen wäre allerdings zu wünschen gewesen, Scharrer hätte in seiner zuweilen skizzenhaften Kürze nicht so häufig manches als bekannt, als noch in der Erinnerung des Lesers haftend, vorausgesetzt. Die Mechanik der Inflation, nicht nur die Folgeerscheinungen, sondern auch die Ursachen, das „Geheimnis“ hätte Scharrer deutlicher aufzeigen sollen. Auch sprachlich wäre eine größere Sorgfalt notwendig. Solche Hinweise auf die Berücksichtigung der Gesamtheit der Zusammenhänge gelten aber eigentlich schon mehr der künftigen Arbeit Scharrers. „Der große Betrug“ wird seine Wirkung tun.

„Der große Betrug“ ist ein wichtiges, fesselndes Buch; und – wegen der heutigen wirtschaftspolitischen Tendenzen des Kapitals – voller Aktualität! Zu wünschen ist, daß es in recht viele Hände, besonders in recht viele Arbeiterhände gelangt. SIEGFRIED NEBEL

VIER NEUE KINDERBÜCHER.

„Und wenn das Elend auch groß ist – zum Schluß kommt doch immer etwas Freundliches. Nicht wahr, liebe Kinder?“ Die Kinder antworten zwar nicht darauf, sie sollen gar nicht antworten, sondern sie langweilen sich mit Anstand. Es sind die Kinder der Bourgeoisie, die hier sitzen und sich das Theaterstück von Dr. Dolittle und seinen Tieren in der Krolloper ansehen. Dann kommt ein bißchen Militarismus (Seekadetten), ein wenig Rassenhochmut (Neger) und schließlich: „Kinder, singt alle mit: O du fröhliche ...“ Das möchte Alfred Braun in der Verkleidung des Dr. Dolittle im Namen der Klasse, die ihn bezahlt, den Kindern einreden. Die Kinder des Proletariats hätten Antworten gefunden, die nicht sehr schmeichelhaft gewesen wären.

So kraß sich die Verlogenheit der bürgerlichen Gesellschaft schon in diesem Stück zeigt, das Buch von Erich Kästner „Pünktchen und Anton“¹ hält fast damit Schritt. Es ist geradezu phantastisch, was hier geboten wird. Pünktchen, die phantasiebegabte Tochter des Generaldirektors Pogge, und Anton, der Sohn einer armen (aber natürlich ordentlichen) Witwe, sind befreundet. Pünktchens Kinderfräulein, Fräulein Andacht (ach, diese Dienstboten!) ist die Freundin Roberts des Teufels. Für ihn geht sie mit dem Kind betteln, wenn die Eltern abends ausgegangen sind, ihm gibt sie die Wohnungsschlüssel, damit er einbrechen kann. Anton aber, der „brave“ Junge – Pünktchen sagt: „Der Junge ist goldrichtig“ – informiert die Köchin (es gibt eben auch anständige Menschen unter den Dienstboten), die ihn mit Hilfe von drei Schupos festnimmt. Herr Pogge aber kommt an demselben Abend hinter die Schliche von Fräulein Andacht mit Hilfe von Gottfried Klepperbein, dem Portierssohn, der ein „Schweinehund“ ist und sich mit dieser Nachricht 10,- M, und eine Ohrfeige verdient. Die Belohnung des „braven“ Anton bleibt nicht aus: Herr Pogge, der gute Generaldirektor, nimmt ihn und seine kranke Mutter dauernd in seinen Haushalt auf. (Eine gute Tat findet ihren Lohn.)

Dies ist der kurze Inhalt, der dem Verfasser die Möglichkeit gibt, soziale Rezepte aus den Heilpflanzen zu verkünden, die auf seinem Mist gewachsen sind:

[32:] „Und wenn die Menschen, denen es gut geht, den andern, denen es schlecht geht, nicht aus freien Stücken helfen wollen, wird es noch mal ein schlimmes Ende nehmen.“

Was für ein „schlimmes Ende“? Die Frage beantwortet Kästner selbst: Es wird ihnen gehen wie Marie Antoinette:

„Sie kannte das Volk nicht, sie kannte die Armut nicht. Und ein Jahr später wurde sie geköpft. Das hatte sie davon.“

Darum empfiehlt er folgendes:

„Glaubt ihr nicht auch, daß die Armut leichter abgeschafft werden könnte, wenn die Reichen schon als Kinder wüßten, wie schlimm es ist, arm zu sein? Glaubt ihr nicht, daß sich dann die reichen Kinder sagten: Wenn wir mal groß sind und die Banken und Rittergüter und Fabriken unserer Väter besitzen, dann sollen es die Arbeiter besser haben! Das wären ja dann die Spielkameraden aus der Kindheit. ... Glaubt ihr, daß das möglich wäre? Wollt ihr helfen, daß das so wird?“

Die Arbeiter wollen keine Almosen von Herrn Kästners und der reichen Kinder Gnaden. Sie wollen nicht aufgenommen werden in die Villen der Reichen aus Gnade. Sie wollen – nun, was sie wollen, werden wir später erfahren, wenn wir die andern Bücher lesen.

Davon handelt das 2. Kinderbuch, das vorliegt: Helene Bobinskaja: „Die Rache des Kabunauri“². Das ist ein herrliches Buch. Es ist abenteuerlich, wild und farbig, spannend und begeisternd.

Niko, der letzte Sprößling aus der Sippe der Kabunauri, wird als Säugling vor die Tür einer russischen Familie gelegt, die ihn erzieht, ohne zu wissen, wer er ist. Erst als Junge von 15 Jahren kommt er nach Hause zurück, erfährt, daß er ein Georgier, kein Russe ist. Er lebt sich vollkommen ein, wird ein Kabunauri, wie es seine Familie wünscht. Aber die Jahre des Bürgerkrieges, sein Leben als

¹ Verlag William: & Co., Berlin-Grunewald, ill. von Walter Trier.

² Verlag der Jugendinternationale, Berlin, ill. von Cruse, gebd. 2.85 M.

Pionier in einem Sowjetkinderheim sind nicht spurlos an ihm vorbeigegangen. Er erkennt die Fehler der uralten Sitten und gibt durch seine, manchmal etwas romantischen Abenteuer und ritterlichen Taten – über uralte Traditionen des Aberglaubens, der religiösen Rückständigkeit, der Blutrache und der Frauensklaverei hinweg – den Anstoß zu einem schrittweisen Eindringen der sozialistischen Lehren und einer neuen menschlichen Kultur in die Bergwildnis seiner Heimat.

So wird an dem Schicksal eines Jungen das Schicksal eines ganzen Volkes auf dem Wege zum Sozialismus gezeigt. Ein Buch, wie wir uns für die Kinder kein besseres wünschen können.

In Deutschland ist es noch nicht so weit. Wir haben zwar keine Kabunauri und wissen nichts von der Blutrache, aber wir haben den Faschismus und die Verseuchung der Kinder mit seinen Ideen, ihre Vernebelung mit religiösen Vorstellungen und die allgemeinen Verdummungsversuche in der Schule. Leider zeigen diesen Prozeß die beiden proletarischen Kinderbücher, die vor uns liegen, nicht genug auf. Alex Wedding schildert in „Ede und Unku“³ den Jungen des Berliner Metallarbeiters Sperling, der nach zwanzigjähriger Arbeitszeit entlassen wird. Mit Hilfe von Max Klabunde, dem Sohn eines Kommunisten, wird Ede Zeitungsjunge und hilft auf diese Weise das Notwendigste zum Leben zu Hause zu verdienen. Unku, seine kleine Zigeunerfreundin, steht ihm bei. Sie hilft ihm auch sein neues Fahrrad wiederfinden, das ihm gestohlen war und zu dessen Anschaffung sie ihm selbst 5 Mark geliehen hatte, Herr Abendstund, der Herr Oberpostsekretär a. D., will den Vater zu einer Arbeit als Streikbrecher vermitteln, aber beide Male weiß Ede es zu verhindern. Er will nicht, daß sein Vater, den er zwar fürchtet, aber auch liebt, Streikbrecherarbeit macht. Er findet, „wir Arbeiter müssen zusammenhalten“. Dieser Gedanke des Zusammenhaltens geht durch das ganze Buch. Einmal [33:] hilft Ede Unku, einmal sie ihm, dann wieder Klabundes Ede und Sperling dem Kommunisten, Alle vereint bereit gegen Herrn Abendstund und die Polizei für die Streikenden.

Das Buch ist warm, flott in der Darstellung, aber nicht in allem wahr. So sprechen nicht Berliner Kinder. Die Unmittelbarkeit des Ausdrucks fehlt und manchmal sind es doch nur als Kinder verkleidete Erwachsene. Und dennoch ist dieses Buch ein Fortschritt, es ist ein kameradschaftliches, ein aufrichtiges Buch.

„Urian oder die Geschichte einer Weltreise“⁴. Es steht darum abseits, weil es etwas Märchenhaftes hat, während die andern Bücher aus dem Leben Abseits von diesen drei Büchern steht ein anderes: Lisa Tetzner: „Hans“ gegriffen sind.

Hans Urian ist 9 Jahre alt, als er auszieht, um seiner Mutter Brot zu holen. Brot kriegt man nur für Geld, so sucht er Geld. Er sucht es zusammen mit Trillewipp, dem „Märchenhasen“, der seine Ohren abnehmen und im Maul als Propeller benutzen kann. So fliegen sie um die Welt. Sie landen zum erstenmal in Grönland, wo sie Kagsagsuk finden, den Lappenjungen in Not. Sie nehmen ihn mit nach Amerika, dem Land, wo das Geld gemacht wird. Aber auch da finden sie keins. Nach zahlreichen, glücklich überstandenen Abenteuern kommen sie nach Afrika, verlieren – jetzt schon zu viert, denn Bill, der Millionärssohn ist mitgekommen – Trillewipp und werden als Arbeiter in eine Seidenfabrik nach China verkauft. Hier gelingt es ihnen zu entfliehen. Zu ihrem Glück finden sie den Hasen wieder, zeigen ihn für Geld und reisen über die Mongolei nach Rußland. An der Grenze werden sie aufgehalten, in einem Heim untergebracht. Bill wird von seinem Vater geholt, Kagsagsuk bleibt, Hans und Trillewipp fliegen zurück. Den Rest des Geldes bringt Hans dann seiner Mutter.

Hunger ist international, das Elend lebt überall, die Not ist in Lappland zu Hause, in China und USA. Das zeigt uns das Buch, warm, gut gestaltet, wirklichkeitsnah. Trotz seiner märchenhaft romantischen Verzerrungen. Es ist eines der besten proletarischen Erzählungsbücher über die Kinder des Proletariats, die von Anfang an unterdrückt werden, von Anfang an ihr Brot suchen müssen. Es gibt keinen Einzelausweg im Leben, es wird auch in diesem Buch keiner gezeigt. Es bleibt klassenmäßig wahrhaftig und wird den Arbeiterkindern sicher gefallen. Dennoch sollte man meinen, daß die Verfasserin auf das Theaterrequisit eines Hasen mit abschnallbaren Ohren, die als Propeller benutzt werden

³ Malik-Verlag, Berlin. Mit 9 Photos.

⁴ Gundert-Verlag, Stuttgart, Illustriert von Bruno Fuck.

können, eines Hasen, mit dem man um die Welt fliegt, verzichten kann, In unserer Zeit, wo die Proletarierkinder von früh an basteln und mehr Interesse für Autos, Maschinen und alle technischen Dinge besitzen als ihre Väter, scheint es uns überholt, etwas zu erfinden, womit man besser fliegt als mit dem Flugzeug.

Die proletarischen Schriftsteller haben die Kinder ein wenig vergessen. Die Produktion der letzten Jahre ist jämmerlich gering, wenn auch schon wichtige Bücher (Lask, Zur Mühlen) vorliegen, Diese Neuerscheinungen sind ein unzweideutiger Fortschritt, eine Aufwärtsentwicklung, die bei selbstkritischer Einschätzung der Mängel eine gute Ausreifung verbürgt. Doppelt wichtig sind diese proletarischen Kinderbücher, wenn man sieht, wie sogenannte Linksbürgerliche die Mission, den Kindern Bücher zu geben, verstehen. Das Buch Erich Kästners ist um so gefährlicher, weil es formal glänzend geschrieben ist und nicht ohne ein gewisses Verständnis für eine kindlich primitive Phantastik. Alle Bücher sind reich illustriert, besonders zu unterstreichen die Arbeiten von Bruno Fuck, eine wirkliche Leistung schließlich auch die lebendigen und guten Zeichnungen von Ernst Cruse. ANNA LOOS

*

[34:]

„DAS REICH IM PREUSSISCHEN STIL“.

„China muß einsehen – Indien muß einsehen – Aegypten muß lernen – was Arabien schon begriffen hat – Rußland muß einsehen.“ Was Rußland einsehen, nach Friedrich Hielschers Einsicht einsehen muß, könnte allenfalls interessieren, aber seine „Verkündigung rechnet nicht auf das Verständnis der Zeitgenossen“. Er hat das „Reich“ (400 Seiten geschichtliche Einsicht) nicht für die eigentumslüsterne Masse, nicht für die unehrliche Mehrzahl der Zeitgenossen geschrieben, sowas ist eines Propheten unwürdig, und überhaupt, Wissen ist eitel und das „Reich tut Gott, den andern wird es getan“ und seine Hauptstadt heißt Potsdam (Berlin ist ein „Hexenkessel“) denn sein Name ist Preußen. Daß das so kommen mußte, daran haben schuld: Wodan, Ermin, Theodorich, Ekkehart, Luther, Friedrich der Große und noch eine ganze Menge Leute, die in jedem Geschichtsbuch für preußische Schulen zu finden sind, wie überhaupt bei Hielscher alles vorhanden ist, was ein braver, humanistisch gebildeter Deutscher in zwanzig langen Jahren auf der Schulbank in sich hineinbüffelt, die Flöte des ollen Fritzen und die historische Windmühle, das Pferd des Großen Kurfürsten, Luthers Tintenfaß. Aber noch ist die Zeit nicht reif, die Seelentümer der Welt sind in Gärung, und bis das Seelentum unter den schwarzen, gelben, westlichen, indischen, römischen, russischen Seelentümern (die russische Volksseele soll sich nicht vom Kommunismus verderben lassen!) bis das christliche, preußische, deutsche Seelentum zur Herrschaft gelangt, wird es noch große Kriege geben (der Weltkrieg war ein Pappenstiel), so steht es in der Offenbarung Hielscheri, die ihre Weisheit von Moeller van den Bruck, vom König des Kreises bezog, soweit eben nicht deutsches Hochschulstudium in Betracht kommt. Darum dominiert in diesem Geschichtsbuch der „Kommenden“ immer wieder der Fritze. Goethe ist ganz fritzisch, Bismarck der Enkel, ist ohne Beethoven nicht zu denken, die wie alles, was gut ist, mit Einschluß der Philosophenprofessoren von Kant bis Nietzsche direkt von „le philosophe de sanssoucie“ abstammen.

Natürlich fehlt alles in diesem „ersten, grundlegenden Werk über das Weltbild des Nationalismus“ (laut Waschzettel), was nu mal in teutschen Werken nicht stehen darf. Nichts, rein nichts ist zu finden über Münzer, Hutten, Galilei, Giordano Bruno, Savonarola, kein Wort über die revolutionären Erhebungen der nationalen Massen, und es waren ihrer doch nicht wenige in den letzten 2000 Jahren, seit die „Wesenheit“ des Kreises mit dem preußischen Seelentum in das Licht gläubiger Erkenntnis rückte. Dafür gibt es als Zugabe für den widerkäuenden Möller van den Bruck noch allerhand anderes unverdautes aus dem „reichen Wissenschatz“ Hielschers: Buddha, Don Quixote, Gandhi, Mozart, Edda, Loki, Faust und Kater Murr wirbeln in toller Reihe, mühsam verknüpft durch einen mystischen Faden und es wird nun niemand wundern, wenn bei Hielscher ausgerechnet Rockefeller mit Marx und Darwin in geheimer Freimauerei zu einer geistigen Einheit verbunden ist. In ihnen verkörpert sich das „westliche Wesen“.

Fast gleichzeitig mit Hielschers Schmarren erscheint auf dem Büchertisch in dritter Auflage: „Möller van den Bruck, der preußische Stil“, und man muß sagen, daß Herr Möller seine Mitbürger wesentlich besser zu behandeln wußte. Um die Ueberlegenheit des Preußentums zu verkünden, kommt er nicht wie Hielscher mit dem etwas brüchigen Glauben an Gott und Seele, sondern rückt in den Vordergrund die Kunst, die reine Kunst, die preußisch-fritzische und verstärkt den Eindruck durch dreißig schöne Bildbeigaben, die bei dem Leser den Eindruck erwecken sollen, „Donnerwetter, die Hohenzollern verstanden sich doch auf das wahre, schöne, gute“. Was an den Prunkbauten des preußischen Absolutismus das Häßliche ist, die in ihnen steckende Summe schrankenloser Ausbeutung der leibeigenen Untertanen durch wahnsinnige Könige, die wie alle deutschen [35:] Fürsten mit Italien und Frankreich wetteifern wollten und sei es in mehr oder minder schlechten Kopien der nun einmal nicht preußischen, sondern aus der romanischen Welt stammenden Stile, das verschweigt Möller van den Bruck, wie Hielscher unberührt von allem Wissen historischer Forschung die Summe sozialen Elends, finsternen Aberglaubens und blutrünstiger Religionsverfolgungen verschweigt, die als sehr wesentliche Züge das Mittelalter charakterisieren. Im Gegenteil, wenn das neue Weltreich preußisch-christlicher Nation, durch blutige Kriege, für die von den beiden Koryphäen des Kreises fleißig gehetzt wird, erst einmal sichtbar geworden ist, dann soll das „Obereigentum“ als „Untereigentum“ an die gläubigen Streiter in mittelalterlicher Weise als Lehen gegeben werden, gegeben von einem priesterlichen König, der vorläufig à la Rotbart in Hielschers Kyffhäusergehirn haust.

Die Quintessenz für den denkfähigen Leser dieser Spitzenleistungen nationalen Deutschtums: Untergehende Klassen, unfähig, Geschichte zu machen, sind ebenso unfähig, Geschichte zu schreiben. Mögen die Epigonen noch so sehr das Mittelalter vergolden und die „gute, alte Zeit“ beschwören, das wirkliche Wissen um die Welt und die Kraft zu ihrer Veränderung ist längst zu den ausgebeuteten Massen übergegangen, die sich unter dem roten Banner des revolutionären Marxismus zum entscheidenden Endkampf sammeln.

W. NADOLNY

*

BILDER VOM SOZIALISTISCHEN AUFBAU.

Ernst Glaeser und F. C. Weiskopf: Der Staat ohne Arbeitslose. Gustav Kiepenheuer Verlag 1931.

265 Bilder vom sozialistischen Aufbau. Sie zeigen Dinge, die einen neuen Sinn bekommen haben. Dinge, die vor dem Beginn der Zivilisation liegen. Dinge, die weit über den Zustand der übrigen Welt hinausreichen. Riesenkraftwerke, Kinderheime, Demonstrationen, sozialistischer Wettbewerb, Schreibunterricht, neue Arbeiterviertel, Kulturparks, Sammelstellen für Muttermilch, Nomadensiedlungen, Fabrikschulen, Getreidesilos, Hochöfen, Nachtsanatorien, Lenin-Ecken, Traktoren, Arbeiter- und Bauernuniversitäten, Kollektivgüter, erste Einschulung, Wandzeitungen, Fließbänder, Klubhäuser, Bilder, die dicht nebeneinander stehen, scheinen verschiedenen Zeitaltern zu entstammen; aber sie sind in der Wirklichkeit des neuen Lebens gleichzeitig. Diese Gleichzeitigkeit läßt kaum einen Zweifel an der Bedeutung der Abbildungen aufkommen (Alfred Kurella formuliert ihn in seinem Nachwort so: „Was besagen schließlich Bilder heutzutage?“), sondern macht die Losung „Einholen und überholen!“ und den großen Hebel zu ihrer Verwirklichung, den Fünfjahresplan, auf jeder Seite des Buches in einem anderen Zusammenhang sichtbar.

Die Herausgeber wollen ihr Buch betrachtet wissen als „undemagogischen Versuch, der Wahrheit zu dienen – und nichts als der Wahrheit“. Es dient der Wahrheit, die nicht nur ein Bericht von Zuständen ist, sondern mitwirkender Teil an der Veränderung von Zuständen.

L. A.

*

GLOSSEN – BERICHTE

GEWERKSCHAFTSPROGRAMM DES SDS.

Die energische Arbeit der Opposition im S.D.S., ihre Propaganda für das Gewerkschaftsprogramm (siehe Septemberrummer der „Linkskurve“), das geeignet ist, aus dem S.D.S. eine wirkliche, kämpferische Gewerkschaft zu machen, zwangen den Hauptvorstand, vor allem seinen Führer, den

Sozialfaschisten Breuer, ebenfalls mit einem „Gewerkschafts“programm hervorzutreten, um die gewerkschaftlich ungeschulten Mitglieder irrezuführen. Das „Gewerkschafts“programm des Herrn Breuer ist in der Oktober-November-[36:]Nummer des „Schriftsteller“ veröffentlicht worden und enthält eine ganz klare Linie. Es ist das Programm einer Gewerkschaft, aber einer gelben Gewerkschaft. Sie verbeugt sich vor allem bis zur Erde vor dem „Wagemut und schnellen Entschluß, Zähigkeit und Geschick“ der Verleger, denen die Schriftsteller tief verpflichtet sind. Er zieht sodann aus den Erfahrungen der allgemeinen Gewerkschaftskämpfe die Folgerung, „daß alle wirtschaftlichen Kämpfe der Gegenwart die Weisheit der Diagonale lehrten“. Schriftsteller und Verleger müssen also „miteinander die mittlere Linie suchen, die Möglichkeit, die beiden zum Rechte verhilft“. Aber die Schriftsteller können „noch nicht“ eine wirkliche Gewerkschaft („wie die Maurer, die Typographen, die Metallarbeiter“) bilden, die „die Wellen der Konjunktur nützen und Tarife ausarbeiten und streiken“ können. Die Schriftsteller können all dies „noch nicht“ – sie sollen es unter Breuers bewährter Führung erlernen. Dazu bietet ihnen Herr Breuer die erprobtesten Mittel, nämlich die bisherigen Methoden des S.D.S. Also erstens: Kampf gegen den „Dilettantismus“, d. h. Beibehaltung des „Prominenten“charakters des S.D.S.: Fernhalten und Ausstoßen der proletarischen Schriftsteller, der „Namenlosen“. Zweitens „konkrete Kleinarbeit“, d. h. „Schutz von Fall zu Fall“. Was wiederum konkret so viel bedeutet, daß der S.D.S. nicht gewillt ist, einen prinzipiellen Kampf um die Besserung der allgemeinen Bedingungen des Schriftstellertums zu führen (Minimalhonorare usw. siehe Gewerkschaftsprogramm der O.S.D.S.), sondern bloß von „Fall zu Fall“ Rechtsschutz bietet – nämlich denjenigen Mitgliedern, die dem Hauptvorstand dazu als würdig erscheinen. Drittens muß Herr Breuer selbst zugeben, daß es auch „dem Publikum nicht gleichgültig sein darf: ob dem Schriftsteller die Freiheit gewährt ist, zu reden, wie er will“. Die Verhinderung seitens der Verleger, des Redakteurs, „zuweilen auch“ (sagt Herr Breuer schamhaft) seitens der Annoncenchefs, gibt er zu. Und die Folgerung? Sehr einfach „Darüber wollen wir nicht reden“, sagt Herr Breuer. Und das glauben wir ihm gern. Ueber diese Frage will der Hauptvorstand auch nicht von „Fall zu Fall“ reden; siehe zum Beispiel den Fall Heinz Pol.

Die Generalversammlung vom 23. November hat klar gezeigt, daß mit dieser fadenscheinigen Demagogie keine Erfolge zu erzielen sind. Herr Breuer hat sich auch – sehr konsequent –, sobald die Kräfteverhältnisse klar wurden, mit der offen faschistischen „nationalen Opposition“ verbunden und Herrn Bloem als gemeinsamen Kandidaten von Faschismus und Sozialfaschismus unter den Schriftstellern aufgestellt und damit die praktische Probe aufs Exempel seiner „Gewerkschafts“theorie erbracht.

EIN OPPOSITIONELLER

*

SO ZUR ZEIT DER WEIHNACHTSMESSE ...

So zur Zeit der Weihnachtsmesse
Wirkt die bürgerliche Presse himmelblau und rosenrot.
Zwar sind noch die ersten Seiten
Voll von Bank- und Börsenpleiten.
Und vom neuesten Notverbot.
Aber schon die Leitartikel
Sind so sanft wie die Karnickel.
Und nun gar das Feuilleton
Feiert seine Hochsaison.

Vor des armen Mannes Hütten
Hält ein großer Silberschlitten. Ihm entsteigt ein Millionär.
Schleppt 'nen Sack voll purem Gold
Und sein Antlitz lächelt hold.
Morgen bring ich mehr.
Nein, da bleibt kein Auge trocken.
Leise rieseln weiße Flecken,
Zart ertönen Kirchenglocken bim bam bum.

Diese Weihnachtshauspostillen
Sind die besten Schlummerpillen.
Sie entführ'n in eine höhere Region,
Wenn die arbeitslosen Massen
Sich nur recht schön rühren lassen,
Gibt es sicher keine Rebellion.
Und das ist der Zweck der Uebung,
Denn das Ganze ist nur Schiebung,
Ist, verhüllt mit buntem Dampf:
Ablenkung vom Klassenkampf.

BERTA WIENER

*

[37:]

12 JAHRE LEUNA

Das heißt, zwölf Jahre auf Sonn- und Feiertag verzichten, d. h. tagtäglich, stündlich, alle Minuten immer und überall das Leben aufs Spiel gesetzt, zwölf Jahre Gas geschluckt, zwölf Jahre unbeschreiblichen Gestank eingefressen in diesem Arsch der Welt, wo nur noch Ratten und Kakerlaken eine Existenzmöglichkeit haben; d. h. Dreck in allen möglichen Variationen in sämtliche Organe aufgenommen; d. h. vor allem, zwölf Jahre allen erdenklichen, raffinierten Schikanen des Großkapitals ausgesetzt sein.

Seht sie euch an bei der Arbeit, die Leunaproleten, ob sie die in die Wolken ragenden grauen Mauern oder die Eisengerüste mit herstellten, wobei viele ihr Leben und ihre Knochen lassen mußten. Ob sie auf den riesigen Rohrbrücken arbeiten! wie eine Indianertruppe sieht eine solche Anstreicherkolonne aus. Ob sie von den Gasschwaden umfallen, ob ihnen die vielen Explosionen die Körper zerfetzten, ob sie um die riesigen Dreh- und Karusselbänke herumklettern müssen wie die Katzen, wo jeder Fehltritt von nur einem Zentimeter die Zermalmung zu einer unförmigen Masse bedeutet, ob sie ihre Gesundheit und ganze Arbeitskraft sechs, acht, zehn oder sechzehn Jahre der I. G. zur Verfügung gestellt haben, alle bekommen jetzt den Dank des I. G.-Kapitals, das sie mit geschaffen haben, zu spüren. Es ist geradezu bewundernswert, mit welcher Kühnheit jetzt alle diese ungeheuren Maßnahmen gegen die Leuna-Proleten angewandt werden.

Immer und immer wieder werden die Proleten von einem Betrieb, von einem Bau zum anderen gehetzt, damit sie ja nicht warm werden untereinander. Und dadurch etwa eine Verständigung unter ihnen über die Abwehr der brutalen Schläge mit der Hungerpeitsche herbeigeführt werden könnte. Kommt einer auch nur in den Verdacht einer Abwehr, so steht selbstverständlich das Fallbeil der Entlassung bereit. Sogar an die Prominenten der faschistischen Organisationen, wie Stahlhelm usw., geht man jetzt heran. Auch wenn diese sich bisher als kleine I. G.-Götter gefühlt haben. Die Proleten weinen denen natürlich keine Träne nach, die ihnen das Leben sauer gemacht haben. Alles wird zurückversetzt, wie man so schön sagt, ob Postenmann, Werkmeister, Obermeister usw. Den Handwerkern nimmt man die wenigen Pfennige der außertariflichen Zulage, die sie sich durch jahrelange intensive Arbeit erkämpft haben; alles wird brutal zurückgeschleudert. Ob die Proleten ihre hohen Mieten aufbringen und die Bedürfnisse ihrer Familien decken können, wer fragt danach?

Die Zahl der Entlassenen wächst weiter. Weiter steigt aber auch nach den eigenen Berichten der I.-G.-Direktion der Absatz von Stickstoff und Benzin, und dadurch naturgemäß auch der Gewinn.

Die Leuna-Angestellten und die Leuna-Arbeiter haben also heute wirklich kaum noch etwas zu verlieren? Schließen wir uns fest zusammen in der roten Front und schreiten wir ebenso kühn wie das brutale Kapital auf unser Ziel los, zur Beseitigung dieses überlebten Systems.

Doch den Leunakönigen sei anschließend gesagt, die Erbitterung über alle diese Maßnahmen ist riesengroß, ihr werdet euch wundern, wenn das Maß überläuft, auf wen ihr euch noch verlassen könnt. Alle diese Schläge, die ihr heute austeilt, werden auf euch zurückfallen, da gibt es kein 1921, damals konntet ihr noch 30 Mann an eure Mauern stellen, heute haben wir 1931, ihr irrt euch gewaltig! Ihr zwingt uns nicht auf die Knie, sondern auf die Barrikaden.

B. M.

EIN STANDARDWERK ÜBER DIE SOWJETUNION

Der Genosse Hermann Remmele hat ein umfassendes Werk über die Sowjetunion geschrieben. Zum erstenmal liegt hier ein Buch vor, das tatsächlich alle wichtigen Fragen der Sowjet-

Anfragen und Manuskriptsendungen an die Redaktion der „Linkskurve“ können keinesfalls beantwortet werden, wenn das Rückporto fehlt.

[38:]union im allgemeinen und des sozialistischen Aufbaus im besonderen darstellt. Dem Genossen Remmele ist es gelungen, in leichtverständlicher Form alle jene wichtigen Fragen, die uns interessieren, vom Standpunkt des Marxismus-Leninismus darzustellen. Einen Auszug aus dem vielseitigen Inhaltsverzeichnis finden unsere Leser auf der 4. Umschlagseite dieses Heftes.

*

EIN ARBEITER ÜBER „UNION DER FESTEN HAND“

„Die Welt am Abend“ brachte am 28. Oktober ein Bild Erik Regers, des Verfassers eines ‚ausgezeichneten, breit angelegten Romans, ... der im Ruhrgebiet spielt und die Kämpfe des Ruhrproletariats seit der Kriegszeit schildert‘, wie es dort hieß. Ich habe eine Zeitlang im Ruhrgebiet gearbeitet und las deshalb den Roman. Ich habe nicht den Einblick in die Verwaltungen der Trusts und Konzerne, wie ihn Reger zu haben scheint, sondern ‚nur‘ theoretische und praktische Erfahrungen meiner achtjährigen Arbeit in der proletarischen Bewegung – aber die sagen mir deutlich, daß das Buch Regers das Proletariat ganz negativ von der anderen Seite des Klassenkampfes schildert, den Arbeiter lächerlich macht und ihn vollständig verzeichnet und trottelhaft wiedergibt (es gibt wohl im ganzen Ruhrgebiet keinen Betriebsrat, der sich wie in Regers Roman benimmt!). Also eigentlich ein arbeiterfeindliches Buch. Was sagt die ‚Linkskurve‘ dazu? F. L.“

Die „Linkskurve“ wird im Januarheft einiges dazu sagen.

*

DEMOKRATISCHE ORDNUNG.

Es streicht was durch die Straßen,
den Säbel in der Faust,
und wo ein Armer hungert,
da kommt es angesaut.
Doch nicht mit Brot und Schinken,
zu helfen aus der Not.
Dies Mittel wär zu teuer –
Man schlägt den Armen tot.

(Aus einer Berliner Zellenzeitung.)

„Begierig greift man zu.“ [Liter. Jahresbericht des Dürerbundes]

Alexander Puschkin in feinen Briefen

Von Prof. Dr. Arthur Luther

80, XVI und 232 Seiten. Geheftet RM 5,50, Ganzleinen RM 7,50

„Man kann sich kaum etwas vorstellen, was geeigneter wäre, den europäischen Leser für das Thema Rußland zu gewinnen. Zweifellos ist ja Puschkin nicht bloß der vollendetste Briefschreiber unter den zur Briefkunst ganz besonders veranlagten Russen – offenbar muß er auch gerade als Briefschreiber der Weltliteratur zugezählt werden.“ Dr. Karl Nötzel im „Hannoverschen Kurier“

„Tage ...“ 1905/1917

Memoiren aus der russisch. Revolution. Von Wassilij Witaljewitsch Schulgin, ehem. Mitglied der Reichsduma.

8°, 288 Seiten, Geheftet RM 6,50, Ganzleinen 8,50

„Es gibt kein Werk, das in so kurzen Zügen ein umfassenderes Bild von der Entwicklung der Dinge in Rußland bis zum Zusammenbruch bietet.“ **Danziger Zeitung**

Diese Objektivität – doppelt bewunderungswürdig bei einem Gegner – macht Schulgin zu einem großartigen Zeichner der russischen Revolution, seine „Tage“ zum notwendigen Kompendium der „Zehn Tage, die die Welt erschütterten“. **Die Literarische Welt**

Ausführlicher Verlagskatalog über osteuropäische Literatur unberechnet!

Ost-Europa-Verlag, Berlin W. 35 u. Königsberg i. Pr.

[39:]

Jahrgang 14

Berlin, November/Dezember 1931

Heft 11/12

Die Internationale

Zeitschrift für Praxis und Theorie des Marxismus

Begründet von Rosa Luxemburg und Franz Mehring.

ERNST THÄLMANN:

Einige Fehler in unserer theoretischen und praktischen Arbeit und der Weg zu ihrer Überwindung!

Sofort beschaffen!

Bevor vergriffen!

Wo die „Internationale“ anders nicht zu beschaffen ist, bestelle man beim Stern-Verlag, Berlin NW 6, Schiffbauerdamm 19.

In Berlin vorrätig: Viva Buchhandlung Berlin C 25, Weydingerstraße 9.

Abonnieren bei der Post!

Herausgeber: ZK der KPD

Verlag: Hermann Remmele, MdR., Berlin

Preis dieses Heftes 40 Pfg.

Eingetragen in die Postzeitungsliste.

[40:]

Zwei Systeme – Zwei Welten

erleben die Leser der Reiseberichte der Aerzte Dr. Lothar Wolf und Dr. Marta Ruben-Wolf

Im freien Asien

„Das Ergebnis der Reise ist Jenseits der weltanschaulichen Einstellung des einzelnen Lesers, so interessant, daß das Buch ‚Im freien Asien‘, das wundervolle fotografische Aufnahmen enthält, zu den wichtigsten Neuerscheinungen gehört.“ (Der Mitteldeutsche Rundfunk.)

Das Buch hat 136 Seiten Text und 64 Abbildungen.

„Faschistenland“

Italienische Reisebilder Frühjahr 1931.

Das Buch Hat 136 Seiten Text und 48 Seiten Fotos und einen Schutzumschlag von Keilson.

Jeder Band in Leinen Mk. 4.50, kartoniert Mk. 2.80

INTERNATIONALER ARBEITER-VERLAG

Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller Deutschlands

Sekretariat: Berlin S. 14, Alexandrinenstraße 62 (Ludwig Renn), Fernspr. F. 7 (Jannowitz) 28-73. Sprechstunden jeden Mittwoch zwischen 16 und 19 Uhr. Postscheckkonto: Karl Paul Körner, Berlin, Nr. 50 359.

Braunschweig: Walter Grünhagen, Mandelnstraße 9 II.

Bremen: P. Hans Woile, Bremen, Lutherstraße 118 II.

Dortmund: Aug. Heimann, Fuhrstraße 9.

Dresden: Richard Spengler, Dresden-A., Gerockstraße 7 bei Kani.

Duisburg-Hamborn: Heinz Bähr, Hamborn-Rhn., Overbruckstraße 73 I.

Düsseldorf: Alfred Fuhrmann, Erkretherstraße 184.

Essen (Ruhr): Artur Jopp, Witteringstraße 40.

Frankfurt a. M.: IFA.-Büro, Große Friedberger Straße 23.

Halle (Saale): Wolf Schütze, Rockendorfer Weg 45.

Hamburg: Erich Block, Fettstraße 1.

Leipzig: Wilh. Tucholke, Könnertzerstraße 38.

Stuttgart: Anni Geiger-Gog, Sonnenberg, Post Stuttgart-Degekloch.

Wiesbaden: Georg W. Manfred, Alwinenstraße 28.

„Die Linkskurve“ erscheint am 1. jedes Monats. Das Einzelheft kostet 30 Pf., das Jahresabonnement 3 Mk. Sie wird im Auftrage des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller Deutschlands herausgegeben von Johannes R. Becher, Kurt Kläber, Hans Marchwitza, Erich Weinert und Ludwig Renn. Verantwortlich für die Redaktion: Ludwig Renn (Arnold Vieth-Golßenau), Berlin-Stralau, Alt-Stralau 70. Verlag: Internationaler Arbeiterverlag G. m. b. H., Berlin C 25, Alexanderstraße 28. Alle Manuskripte an die Redaktion der „Linkskurve“, Berlin S 14, Alexandrinenstraße 62. Alle Anzeigen und Beschwerden an die „Linkskurve“ Internationaler Arbeiterverlag G. m. b. H., Berlin C 25. Gedruckt: Berliner Buchdruckerei und Verlagsanstalt, Inh.: W. Nowakowitz, Berlin-Neukölln, Mariendorfer Weg 64.